27/1988 PREIS 0,60 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

SED KPD

70 Jahre KPD – 40 Jahre DDR · Für Arbeit, Brot und Völkerfrieden

Unseren Lesern ein friedliches und erfolgreiches 1989

Wirtschaft
Heckert-Werker im Prüffeld **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Ökologie
Ein Meer meldet sich zu Wort **Seite 16**

Politik
Gedanken von Dr. Gerlinghoff, Berlin (West) **Seite 22**

Tierwelt
Kinderstube der Reiher **Seite 24**

Memoirenserie
Pu Yi – der letzte Kaiser von China **Seite 26**

Geschichte
Wieder bei Marx **Seite 28**

Das Gesicht
Eduard Fischer **Seite 30**

Festival
Junge Tänzer sozialistischer Länder in Perm **Seite 32**

Erzählung
Alexander Grin: „Der Mord im Vorort Kunstfisch“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Preisausschreiben
Auflösung der Gewinner **Seite 40**

Märchenserie
Der dumme Wolf **Seite 41**

Sport
Glesiener Geschichten von gestern und heute **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Exklusivbericht
Leben nach dem Beben: FW-Reporter im Epizentrum der Naturkatastrophe von Armenien **Seite 46**

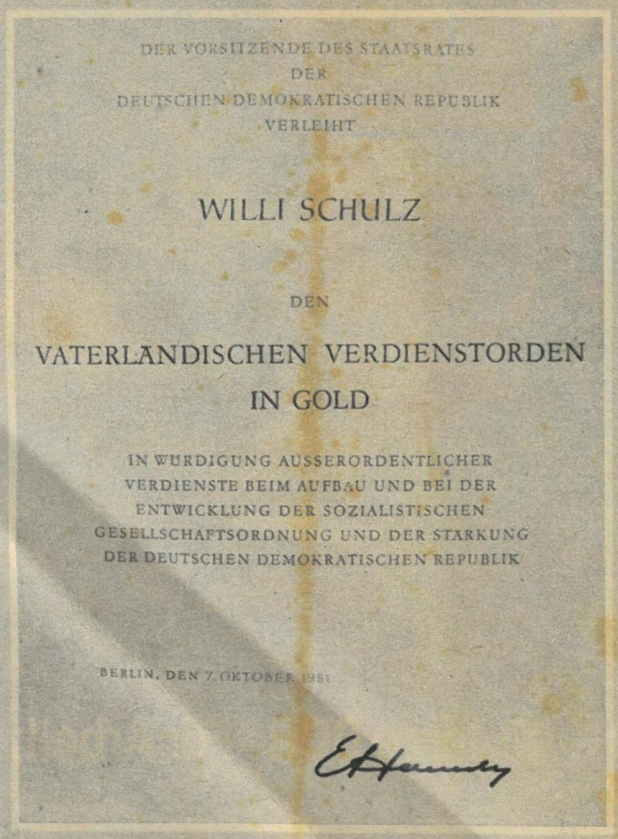
Literatur
Besuch bei Lisandro Otero in Kuba **Seite 52**

Titelfoto:
Die Monteure des Heckert-Kombinates Olaf Hähnel, Wolfgang Richter, Holm Löbel fotografierte Volker Hohlfeld.
Titelgestaltung:
Horst Wustrau

Redaktionsschluß für dieses Heft: 23. 12. 1988

Ich zog die Konsequenzen

Vor siebzig Jahren, in den schweren Tagen der angreifenden Konterrevolution, entstand die Kommunistische Partei Deutschlands, gab sie Ziel und Richtung im opfervollen Einsatz. Willi Schulz, eines der ältesten noch lebenden Mitglieder der KPD, hat im offenen und illegalen Kampf seine Vorstellungen vom menschenwürdigen Leben verwirklichen können.


DER VORSITZENDE DES STAATSRATES
DER
DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK
VERLEIHT

WILLI SCHULZ

DEN

VATERLÄNDISCHEN VERDIENSTORDEN
IN GOLD

IN WÜRDIGUNG AUSSERORDENTLICHER
VERDIENSTE BEIM AUFBAU UND BEI DER
ENTWICKLUNG DER SOZIALISTISCHEN
GESELLSCHAFTSORDNUNG UND DER STÄRKUNG
DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK

BERLIN, DEN 7. OKTOBER 1981

„Die Politik griff eigentlich eher nach mir als ich nach ihr“, erinnert sich der Berliner Proletariersohn Willi Schulz, Jahrgang 1901. Als eines von zehn Kindern mußte er im wahrsten Sinne des Wortes schon sehr früh ins Geschirr. Gemeinsam mit einem Hund zog er einen Karren, um aus begüterten Wohngebieten Berlins textile Abfälle, Altpapier und -eisen zu sammeln. Schon am zweiten Tag des Krieges 1914 traf seinen älteren Bruder die tödliche Kugel. In der Schule erfuhr Willi, daß sein Bruder ehrenvoll für Kaiser und Vaterland gefallen sei, und zudem traf ihn noch eine Ohrfeige, weil er nach Erhalt der Todesnachricht für einen Tag die Schule „schwänzte“. Dieser Schlag ließ ihn zeitlebens auf dem linken Ohr ertauben.

Krieg, Hunger, Prügel machten noch keinen Revolutionär, doch drängten diese Umstände zur rebellischen Bereitschaft, dieser Welt die Stirn zu bieten.

„Meine älteren Schwestern nahmen mich zu Treffen der SPD-Arbeiterjugend mit. Hier griff die Politik nach mir. Die Älteren schubsten mich vorsichtig auf ihren Weg.“ In Reinikkendorf-Ost, in nächster Nachbarschaft zum Roten Wedding, übernahm Willi Schulz, noch nicht achtzehnjährig, leitende Funktionen in der Freien Sozialistischen Jugend.

Novemberrevolution, rote Fahnen, Gründung der KPD, organisierte Konterrevolution durch die Noske-Truppen, Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg – all das geschah in nur drei Monaten. Die Einsicht, daß auch Mitglieder der USPD-Leitung im Verein mit der Ebert-Scheidemann-Regierung der Revolution den Todesstoß versetzten, ließ Willi Schulz die Konsequenzen ziehen. Er nahm den zweiten Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution zum Anlaß, 1919 der KPD beizutreten. So entsprach die Bekundung, sich den Kommunisten zugehörig zu fühlen, auch seiner politischen und emotionalen Bindung an Sowjetrußland.

„Nach dem Kapp-Putsch mühte sich die SPD-Führung, die USPD wieder in ihre Reihen einzugliedern. Das mißlang gründlich, jedenfalls bei uns in Reinikkendorf-Ost. Die Mehrheit trat zur KPD über, auch die Jugendlichen.“

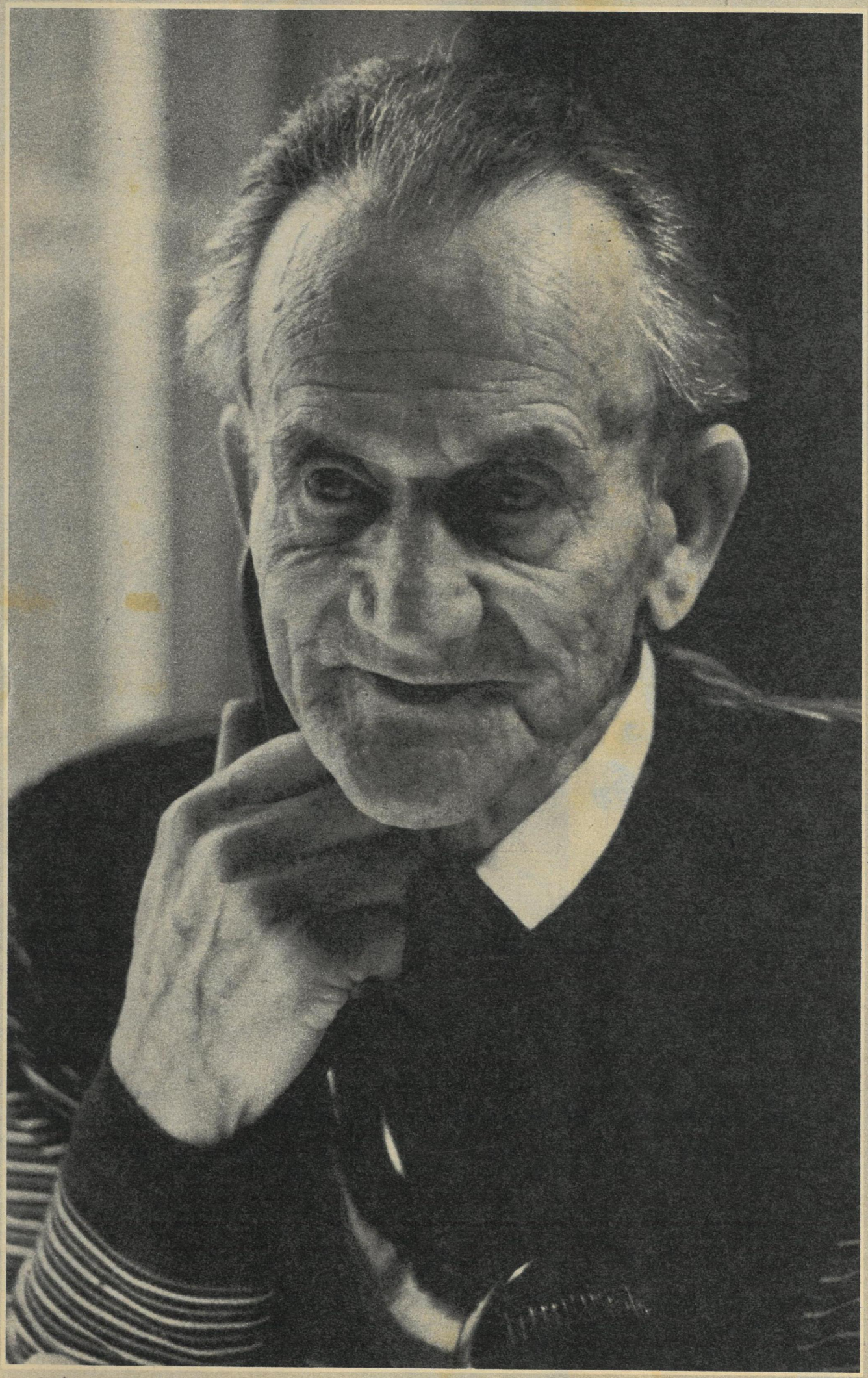
Der Kapp-Putsch war eine der wichtigsten Klassenkampferfahrungen für den jungen Willi Schulz. Er schloß sich den bewaffneten Eisengießern eines Werkes aus Reinickendorf an. „Mit unseren Gewehren standen wir wie eine Mauer. Die Kapp-Leute zogen sich geordnet zurück, nachdem sie sich anderenorts in Berlin blutige Köpfe geholt hatten. Für sie war es wie ein Spießrutenlauf. Wohin sie auch kamen, stets liefen sie durch einen Kordon bewaffneter Arbeiter. Die Luft war raus aus den Putschisten. Wir erreichten, daß sie die Nahrungsmittellager unbehelligt ließen und ohne Proviant weiterzogen.“

In den Folgejahren erstickte die Konterrevolution eine revolutionäre Erhebung nach der anderen, in Mitteldeutschland, in Hamburg.

„Viele Berliner Kommunisten standen bereit, den Hamburgern zu Hilfe zu eilen. Doch die Polizei war überall und nahm Verhaftungen vor. Mich lieferten sie in der Maikäferkaserne ab, in die Obhut der Noske-Soldaten. Aus Jux und Tollerei zerschlug mir ein ausgebildeter uniformierter Boxer die Nase.“

Für Willi Schulz begann nun eine Arbeit, die ihn um Hals und Kragen gebracht hätte, wäre sie ruchbar geworden. Die Genossen vertrauten ihm Waffen an, die nach den verlustreichen Schlachten im stillen eingesammelt wurden. Vielleicht würden sie noch benötigt.

„Auf dem Grundstück mei-



ner Eltern, vollgepackt mit Altstoffen und Gerümpel, versteckte ich die Gewehre. Doch später, 1932, in aller Konspiration, lösten mir unbekannte Genossen – bis heute kenne ich ihre Namen nicht – das Lager auf. Sie wollten mich vor dem Zugriff der Faschisten schützen. Die Geheimhaltung war äußerst perfekt, dennoch mußte meine Familie – ich war nun verheiratet und hatte Kinder – mit der Furcht leben, durch Zufall oder Verrat entdeckt zu werden." Mit anderen Genossen tauchte Willi Schulz in einer Laubenkolonie in Niederschönhausen unter. „Das Gebiet war derart uneinsehbar, daß wir auch wagen konnten, uns illegal zu treffen." Doch Willi Schulz nahm ein noch größeres Wagnis auf sich: Er versteckte zwei jüdische Mitbürger, die nur so die faschistische „Endlösung" überlebten. „Frau Dr. Levin, eine sehr gebildete Ärztin, erläuterte im Versteck meiner Familie, wie das befreite Deutschland in den Anfängen wohl aussehen werde. Nicht kommunistisch, wie noch viele von uns glaubten, sondern antifaschistisch-demokratisch. Zu jener Zeit war ich schon in Sicherheit."

1943 wurde Willi Schulz eingezogen und 1944 an die Ostfront verlegt. „Wie ich meiner Frau zuvor angekündigt hatte, bekam ich die Kurve. Ohne einen Schuß abgegeben zu haben, ließ ich mich, im Gesträuch verborgen, von der sowjetischen Offensive überrollen. Ich war gerettet."

★

In der jungen DDR wurden ihm im Ministerium des Innern verantwortliche Arbeiten überantwortet. Für seine hervorragende Arbeit in den Reihen der Volkspolizei erhielt der Offizier und Arbeiterveteran Willi Schulz hohe staatliche Auszeichnungen, zuletzt den Vaterländischen Verdienstorden in Gold.

Hans Bergmann (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)

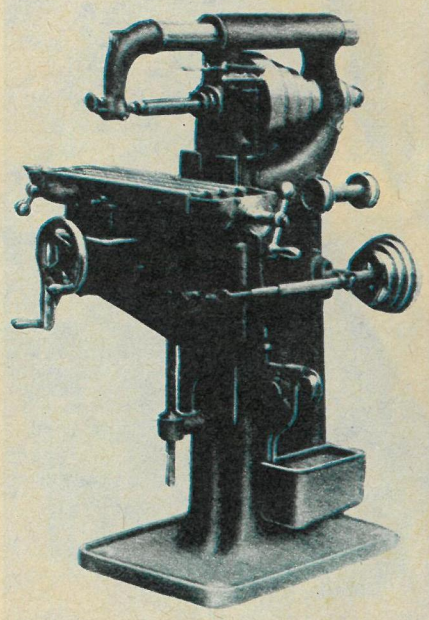
70 Jahre KPD und 40 Jahre DDR bestätigen, daß sich der Sinn des unermüdlichen konsequenten Kampfes, des selbstlosen Einsatzes und der großen Opfer der Kommunistischen Partei Deutschlands erfüllt hat.

Aus den Thesen des Zentralkomitees der SED zum 70. Jahrestag der Gründung der KPD

Immer wieder beobachten die Monteure die Lämpchen. Sie sollen ihnen endlich Erfolg signalisieren! Qualvolle Wochen für alle Beteiligten. Immer wieder geriet die Taktstraße aus dem Takt, verzögerte sich der geplante Probelauf. Sonderberatungen, Sondereinsätze und – erneute Rückschläge. Noch nirgendwo gebaut, noch nirgendwo erprobt, eine neuartige flexible Taktstraße, der im Brandenburger Getriebewerk schwere Arbeit leicht von der Hand gehen soll (Farbfoto). Sie trägt das Markenzeichen des Hekkert-Kombinates, ein in aller Welt geachtetes Gütesiegel.

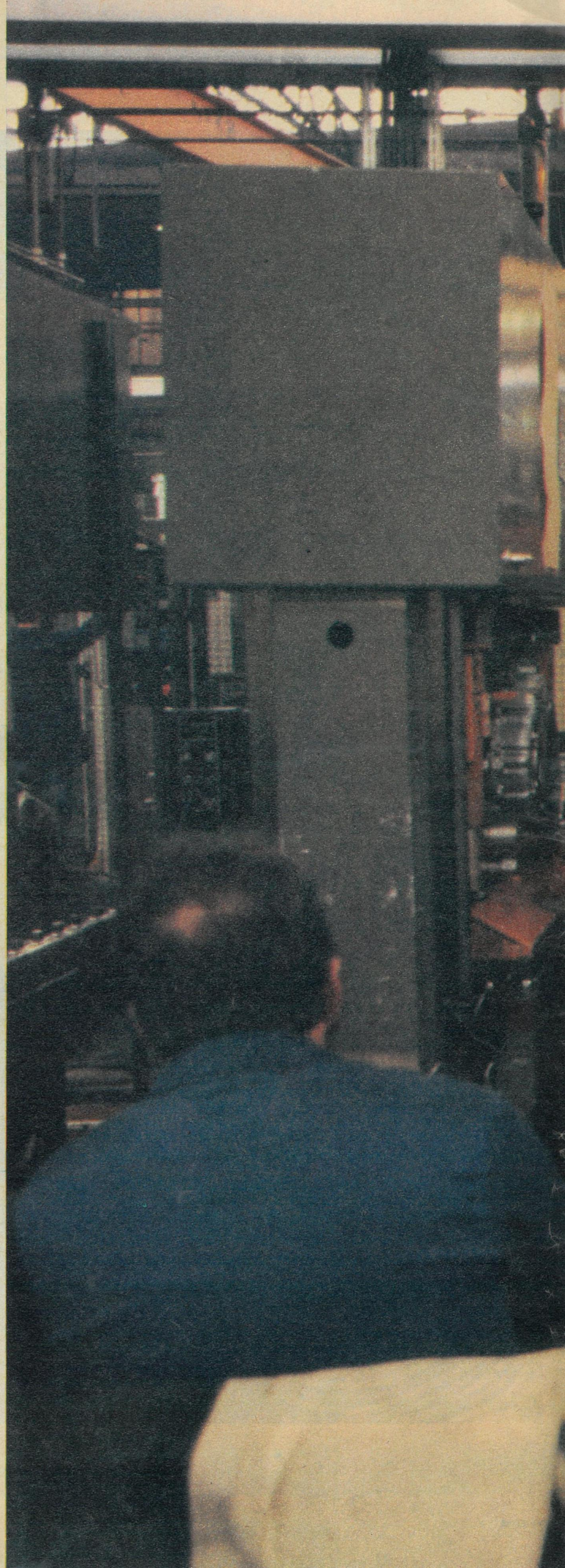
Zwischen der ersten, 1899 in den Chemnitzer Wanderer-Werken in Serie gefertigten Einfachfräsmaschine (oben) und dieser flexibel einsetzbaren Automatisierungstechnik liegen Welten. Ausdruck für die stürmische Entwicklung der Produktivkräfte, Ausdruck auch für neue Produktionsverhältnisse, die es den Arbeitern in unserem Land ermöglichen, Wissenschaft und Technik zu ihrem Nutzen zu meistern.

Arbeit zum Wohle des Volkes. Das ist der Sinn der Politik der SED, die, ihren XII. Parteitag vorbereitend, das Erbe der deutschen Kommunisten täglich neu mit Leben erfüllt.



HECKERT

Ein Beitrag von Wolfgang Tautenhahn (Text) und Volker Hohlfeld (Fotos)



Im Prüfstand

Im Prüfstand

Seine ganze Tätigkeit war erfüllt von der Liebe zur sozialistischen Sowjetunion, deren gewaltiges Aufbauwerk Fritz Heckert von den Anfängen an miterlebte und deren Siege ihn begeisterten zum rastlosen Kampf für die Befreiung der deutschen Arbeiterklasse ...

Aus dem Nachruf des Zentralkomitees der KPD, 7. April 1936, Moskau, zum Tode Fritz Heckerts, beigesetzt an der Kreml-Mauer

Die Heckerts stecken bis über beide Ohren in der Arbeit. Willkommen sind wir in dieser Situation nicht. Die Anlage steht still. Die Ursache ergründen, das braucht keine Öffentlichkeit, meint Karl-Heinz Meiner, Ingenieur und Schichtleiter. Der bedienarme Fertigungsabschnitt, im Brandenburger Getriebewerk installiert, soll jährlich 156 000 Gehäuseteile für LKWs fertigen. Wenn's läuft, alle 2,2 Minuten eins. Doch das Bordbuch vermerkt zu dieser Stunde den Ausfall eines Motors. Einen neuen holen, auswechseln. Das braucht Zeit. Setzen wir uns zu den Monteuren.
„Da müssen wir uns durcharbeiten, den Weg suchen durch technisches Neuland. Das reizt, ist eine Herausforderung, eine Prüfung", sagt Ingenieur Meiner. „Aufgeben gibt es nicht. Schließlich haben wir einen Namen zu verteidigen."

Diesen Namen kennt man inzwischen rund um den Erdball, verbindet damit Hochtechnologie und Qualität aus der DDR. Im Werkzeugmaschinenbaukombinat „Fritz Heckert" Karl-Marx-Stadt mit 30 000 Werktätigen sind 19 Produktionsbetriebe und ein Forschungszentrum vereint. Die metallverarbeitende Industrie der Republik vertraut auf die Karl-Marx-Städter Erzeugnisse. Über 7800 Werkzeugmaschinen nehmen 1988 hierzulande ihre Arbeit auf. Dazu fünf Fertigungsstraßen zur weiteren Automatisierung im wissenschaftlichen Apparatebau, der Nähmaschinenproduktion, der Motorenfertigung. Zu mehr als vierzig Ländern unterhält das Kombinat geschäftliche Verbindungen, exportiert drei Viertel seiner Produktion.
Und täglich kommen Anfragen und neue Aufträge. Einmal war ein Schreiben an den Herrn Direktor Fritz Hekkert darunter. Der Absender wollte mit dem vermeintlichen Firmenchef geschäftliche Kontakte anbahnen. Er hatte bei seinen Recherchen Wesentliches übersehen: die Abkürzung VEB. Die steht schon gute vierzig Jahre vor dem Betriebsnamen.

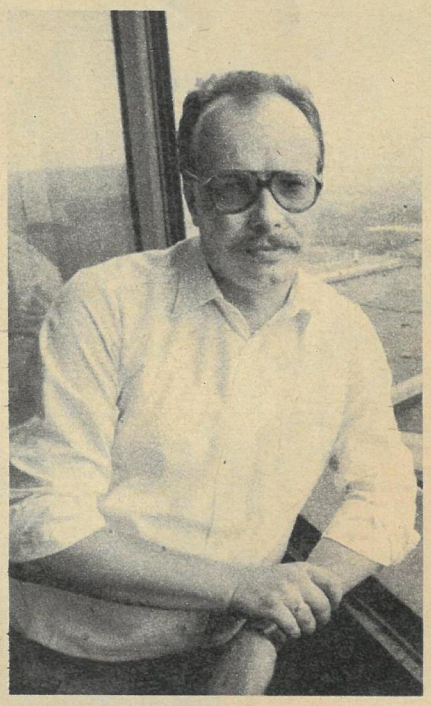
Fritz Heckert im Wahlkampf 1932: „Kämpft gegen Hunger und Krieg! Wählt Thälmann!"

Die Arbeitsmittel müssen aufhören, das Monopol einer Klasse zu sein, sie müssen Gemeingut aller werden. Keine Ausbeuter und Ausgebeutete mehr! Regelung der Produktion und Verteilung der Produktion im Interesse der Allgemeinheit.

Aus dem Programm der KPD, beraten und angenommen auf dem Gründungsparteitag vor 70 Jahren.

Fritz Heckert, der Arbeiter aus Chemnitz, Teilnehmer am Gründungsparteitag zur Jahreswende 1918/19, war einer der beiden Schriftführer auf dieser dramatischen Versammlung. Er hatte den Namen für die neue Partei vorgeschlagen. Begeistert vernahm er Rosa Luxemburgs programmatische Worte und Liebknechts Würdigung der jungen Sowjetrepublik als „die erste gewaltige Leistung des Proletariats zur Verwirklichung des sozialistischen Endziels". Bis dahin wird das Proletariat noch viele Prüfungen zu bestehen haben. Wochen danach erläutert Fritz Heckert, der bald zu einem der populärsten Führer der deutschen und internationalen Gewerkschaftsbewegung reift, vor 1500 Arbeitern der Chemnitzer Wanderer-Werke die Ziele der jungen KPD. Eine revolutionäre Gruppe organisiert sich im Betrieb. Die Arbeiter versuchen mitzusprechen, mitzuentscheiden. „Sinnlose Eingriffe in die Betriebsführung", heißt es dazu in der Chronik der Wanderer-Aktionäre.
Kaum dreißig Jahre später ist dies sinnvoller Auftrag: Arbeite mit, plane mit, regiere mit! Montagehalle bei Heckert in Karl-Marx-Stadt. Lindgrün ist die Modefarbe der Saison. So präsentieren sich Stück für Stück die modernen Bearbeitungszentren. Sie sind in der Lage, den gesamten Fertigungsablauf, mehrere Arbeitsvorgänge gleichzeitig oder nacheinander, außerdem noch einen automatischen Werkzeug-, aber auch Werkstückwechsel numerisch gesteuert zu realisieren. Die Jugendbrigade von Rainer Kühn ist für vier Baugruppen dieser modernen Werkzeugmaschine zuständig. Sie geben dem Maschinensystem den Rahmen.
Ein Großteil der Bearbeitungszentren CW 500 und CW 630 geht in den Export. „NSW", sagt Rainer Kühn. „Wir machen reklamationsfreien Export. Das bleibt so!" Woher diese Gewißheit? Sie riefen im Betrieb zur Null-Fehler-Produktion auf und fanden Gehör. Die Nacharbeit ging erheblich zurück. Probleme gibt es noch mit den Zulieferern. „Da betreiben wir noch viel Aufwand, machen Eingangskontrollen, um sicher zu sein, daß uns nichts durchrutscht."
Neun bis zehn solcher Bearbeitungszentren liefern die Monteure monatlich aus. „Doch von solchen Spitzenprodukten benötigen wir schnell große Stückzahlen, um im Wettbewerb auf dem Weltmarkt weiterhin gut auszusehen."
Das bestimmt die Plandiskussion in Kühns Jugendbrigade. Was brauchen

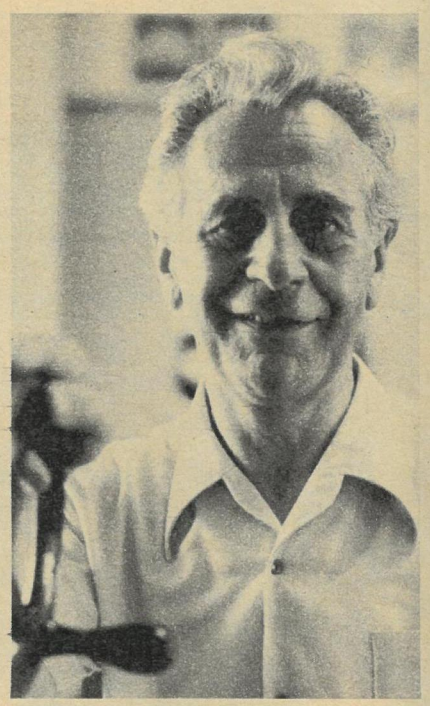
Karl-Heinz Meiner, Heckert-Werker 1988: „Wir kämpfen uns durch technisches Neuland."



Reinhard Dommasch, wissenschaftlicher Mitarbeiter:
Die von uns an die UdSSR gelieferte Automatisierungstechnik erfüllt hohe technische Anforderungen.

Rainer Kühn (rechts), Leiter der Jugendbrigade „Willy Reinl":
Jeder ist für die Qualität zuständig. Gleichgültigkeit in dieser Angelegenheit kennen wir nicht ...

Dr. Bernd Zeidler, Direktor für Organisation und Datenverarbeitung:
Bis zum XII. Parteitag der SED haben wir wesentliche Elemente des CIM-Betriebes fertig ...



Hans Thierfelder, Vorsitzender der Veteranen-AGL:
Ich habe das Wachsen des Heckert-Betriebes miterlebt, auch ein wenig dazu beigetragen ...

Im Prüfstand

wir? Was können wir? Ein Bearbeitungszentrum mehr im Monat. Das beschließen sie. Greifen somit ein in die Führung ihres Betriebes und machen sich an die Arbeit. „Ich komme jeden Tag gern", sagt Rainer Kühn. Wir hatten ihn nicht danach gefragt. Er kommt gern, das muß auch heißen, hier stimmt es mit dem Klima, mit der Achtung, mit dem Vertrauen. „Die Arbeit niemandes Qual, weil jedermanns Pflicht! Ein menschliches Dasein jedem, der seine Pflicht gegenüber der Gesellschaft erfüllt..." – Worte aus dem Programm der KPD.

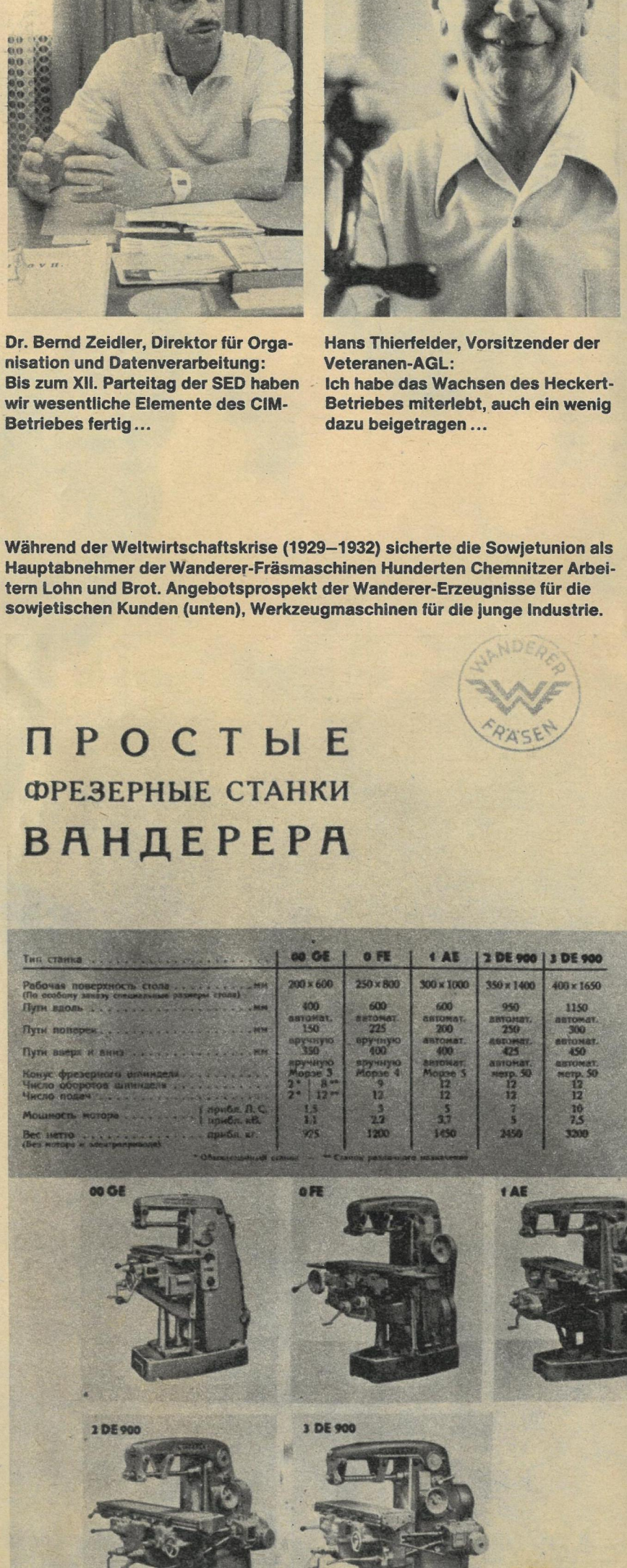
40 Jahre Deutsche Demokratische Republik, das ist schöpferische Verwirklichung des revolutionären Programms, das vor sieben Jahrzehnten die Gründer der Kommunistischen Partei Deutschlands erarbeiteten.

Aus den Thesen des Zentralkomitees der SED zum 70. Gründungstag der KPD

Um zu brennen, brauchen wir aus der Geschichte nicht die Asche, sondern die Glut. Bei Heckerts wird Geschichte konkret erlebt. Elf Produktionsbrigaden tragen die Namen bewährter Arbeiter des Betriebes. Die von Rainer Kühn heißt „Willy Reinl". „Er war einer von uns. Schlosser im Fräsmaschinenbau der Wanderer-Werke. Seit 1919 in der KPD. Erzogen in der Partei und von der Partei." Einer der vielen klassenbewußten Arbeiter, die erkannten, daß die KPD entschlossen und konsequent die Sache der Arbeiter und der anderen Werktätigen zu ihrer eigenen Sache gemacht hatte. In den Jahren des Faschismus formierte er eine Widerstandsgruppe im Werk, sammelte für die Angehörigen von Spanienkämpfern, half sowjetischen Zwangsarbeitern zu überleben und bezahlte das mit seinem Leben. Erschossen von der Gestapo, Stunden vor der Befreiung. Die jungen Facharbeiter kennen Willy Reinl aus Dokumenten. Die trugen sie selbst zusammen. Sie gebrauchen keine großen Worte, wenn sie von ihm sprechen. Sie wissen von seinen Haltungen und Handlungen und fügen ihre hinzu.

„In den vierzig Jahren, da wurde was", sagt Hans Thierfelder. Er erlebte sie nicht nur, er lebte sie. Der Jungveteran hat noch bei Wanderer gelernt. Für Heckerts Jugendbrigaden ist er schon ein Stück Geschichte. Keine auf dem Sockel, sondern zum Anfassen und Befragen. Woran erinnert er sich besonders gern?
Er sagt: „1951, als wir den Namen Fritz Heckert erhielten. Das war ja nicht bloß der Name. Das waren auch neue Fabrikhallen. Das war der richtige Neubeginn. Denn bis dahin lebten wir ja nur von der Substanz. Nach '45 fanden wir lediglich ein paar Großgußteile vor. Daran haben wir herumgearbeitet." Es folgte eine an Initiativen und Aufrufen reiche Zeit. Ewig im Prüfstand. Die Leistungen der Besten zum Maßstab machen! Wie soll man den Wettbewerb or-

Während der Weltwirtschaftskrise (1929–1932) sicherte die Sowjetunion als Hauptabnehmer der Wanderer-Fräsmaschinen Hunderten Chemnitzer Arbeitern Lohn und Brot. Angebotsprospekt der Wanderer-Erzeugnisse für die sowjetischen Kunden (unten), Werkzeugmaschinen für die junge Industrie.



ganisieren? Sie lasen bei Lenin nach und lernten es in der Praxis.

Der parteilose Leiter der mechanischen Abteilung Hans Thierfelder ließ sich anstecken. Über Nacht wurde er republikweit bekannt. 1955, zu Ehren der 3. Parteikonferenz, meldete er sich zu Wort. Er sah mit seinem Kollektiv zur Erfüllung des zweiten Fünfjahrplanes nur einen Weg: Modernisieren, Mechanisieren, Automatisieren.

Das war ein langfristiges Konzept der Heckert-Werker, und es ging auf. 1970 staunte die internationale Fachwelt: das erste automatisierte Fertigungssystem für mittlere Gußteile „Prisma 2" ging in Betrieb. Eine neue Generation im Werkzeugmaschinenbau stellte sich vor. Aber die Zeit ist schnellebig. Gerade dieser Tage wird dieses legendäre „Prisma 2" abgewrackt. Eigentlich gehörte es in ein Museum! Platz machen für neue Automatisierungstechnik, weit produktivere. Längst ist das FMS 1000, ein flexibles Fertigungssystem, zum XI. Parteitag der SED in Betrieb genommen, der Renner. Auf einer eigens errichteten Besucherrampe kann man dem computergesteuerten Lauf der Anlage zusehen. „Wozu wir doch in der Lage sind", sagt Hans Thierfelder. Und in Vorbereitung des XII. Parteitages der SED werden wir von neuen Hekkert-Initiativen hören...

Die Reichskonferenz des Spartacusbundes, die heute die Kommunistische Partei Deutschlands gegründet hat, sendet die aufrichtigsten Grüße der russischen Räte-Republik, den russischen Mitkämpfern gegen den gemeinsamen Feind der Unterdrückten aller Länder. Das Bewußtsein, daß bei Euch alle Herzen für uns schlagen, gibt uns in unserem Kampf Kraft und Stärke.

Aus einem Telegramm an die Russische Sozialistische Sowjet-Republik vom Gründungsparteitag der KPD, 1918/19

Moskau im Oktober 1988. Die DDR stellt sich vor. Eine Leistungsschau der sozialistischen Volkswirtschaft, die Erich Honecker und Michail Gorbatschow gemeinsam besuchten. Die Hekkert-Technik zieht die Fachleute an. Mal sehen, was es Neues gibt.

Dem Maschinenbau ist in der UdSSR bei der Ausarbeitung der Wirtschaftskonzeption der Umgestaltung eine Schlüsselrolle zugedacht. Deshalb auch das große Interesse für die Schlüsseltechnologien „made in GDR". Die sowjetischen Fachleute verweisen auf erste Erfolge. Die Produktion von mehr als 4500 Arten neuer Maschinen ist aufgenommen worden. Der Anteil der Spitzenerzeugnisse am gesamten Produktionsumfang ist von 23 Prozent 1985 auf 55 Prozent in diesem Jahr gestiegen. Die Investitionen sind gewachsen. Dennoch, so schlußfolgert der Bericht des Staatlichen Komitees für Statistik der UdSSR für das erste halbe Jahr, „die Beschleunigung in der Entwicklung des Maschinenbaus und die Erneuerung seiner materiell-technischen Basis erfolgt nicht in dem von den Modernisierungsprogrammen veranschlagten Tempo".

Das Heckert-Kombinat exportiert 1988 für 976 Millionen Mark moderne Maschinen und Anlagen in die Sowjetunion, mit denen die Arbeitsproduktivität und Effektivität bei den Anwendern bedeutend gesteigert wird. Die Ausstellung regt an zu tieferer Zusammenarbeit. „Ich schicke meine Konstrukteure vorbei, die sollen sich das hier ansehen. Besonders die elektronische Steuerung des Bearbeitungszentrums", sagt Generaldirektor Kabaidse aus Iwanowo und berät anschließend mit Heckert-Generaldirektor Prof. Winter über die weitere Partnerschaft. Später kommen Experten aus Tscheboksary, Minsk, Gorki...

Mit diesen drei Städten verbindet sich für Reinhard Dommasch, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Stammbetrieb, ein bewegter Lebensabschnitt. Als Montageleiter ständig im Prüfstand. „In Tscheboksary haben wir das erste Großobjekt in der UdSSR realisiert. Das war 77/78. Dann folgte das Minsker Traktorenwerk. Das war noch eine Nummer größer. Ein Vorhaben zum XXVII. Parteitag der KPdSU und dem XI. Parteitag der SED.

Nun Gorki. Im Fräsmaschinenwerk installierten wir drei flexible Fertigungssysteme, in sich integriert, einschließlich der Lager- und Hilfsprozesse. Das ist schon was Großes!" Automatisieren, ein Wort mit magischer Kraft. Aber es automatisiert sich nichts von selbst. Dazu braucht man eine innere Einstellung. „In Gorki wollte man vom Produktionsniveau der fünfziger Jahre in die achtziger hineinspringen", sagt Reinhard Dommasch. „Das geht nicht problemlos. Das Wichtigste, die Menschen müssen ein völlig neues Verhältnis zur Technik entwickeln. Wir haben geholfen, wo wir konnten. Automatisieren, das ist auch neues Denken."

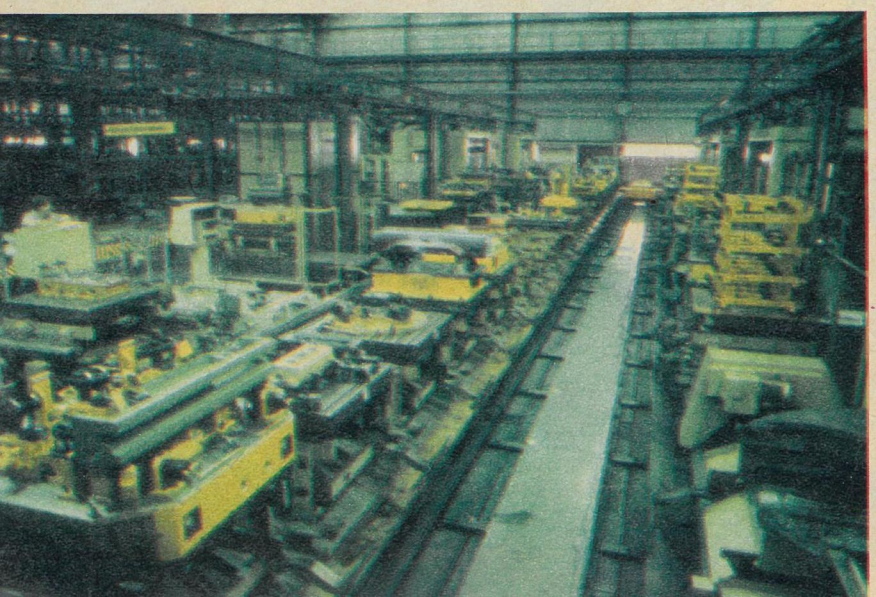
Denn will man sich die neue Technik voll dienstbar machen, so muß man sich

Während der DDR-Ausstellung in Moskau im Herbst 1988 beraten Heckert-Generaldirektor Prof. Rudolf Winter (rechts) und Wladimir Kabaidse, Generaldirektor der Maschinenbauvereinigung Iwanowo, neue Wege für die direkte, intensivere Zusammenarbeit in den kommenden Jahren.

Im Prüfstand

auch in ihren Dienst stellen. Ihr Voraussetzungen zum effektiven Arbeiten schaffen. Also, die Werktätigen auf die neuen Aufgaben langfristig vorbereiten, den Betrieb neu strukturieren, Schichtarbeit und rollende Woche organisieren, soziale Fragen beantworten – immer wieder mit den Menschen reden, sie gewinnen, sie überzeugen …

Zeichnung: Detlev Schüler
Zusatzfoto: Volkmar Billeb, Archiv



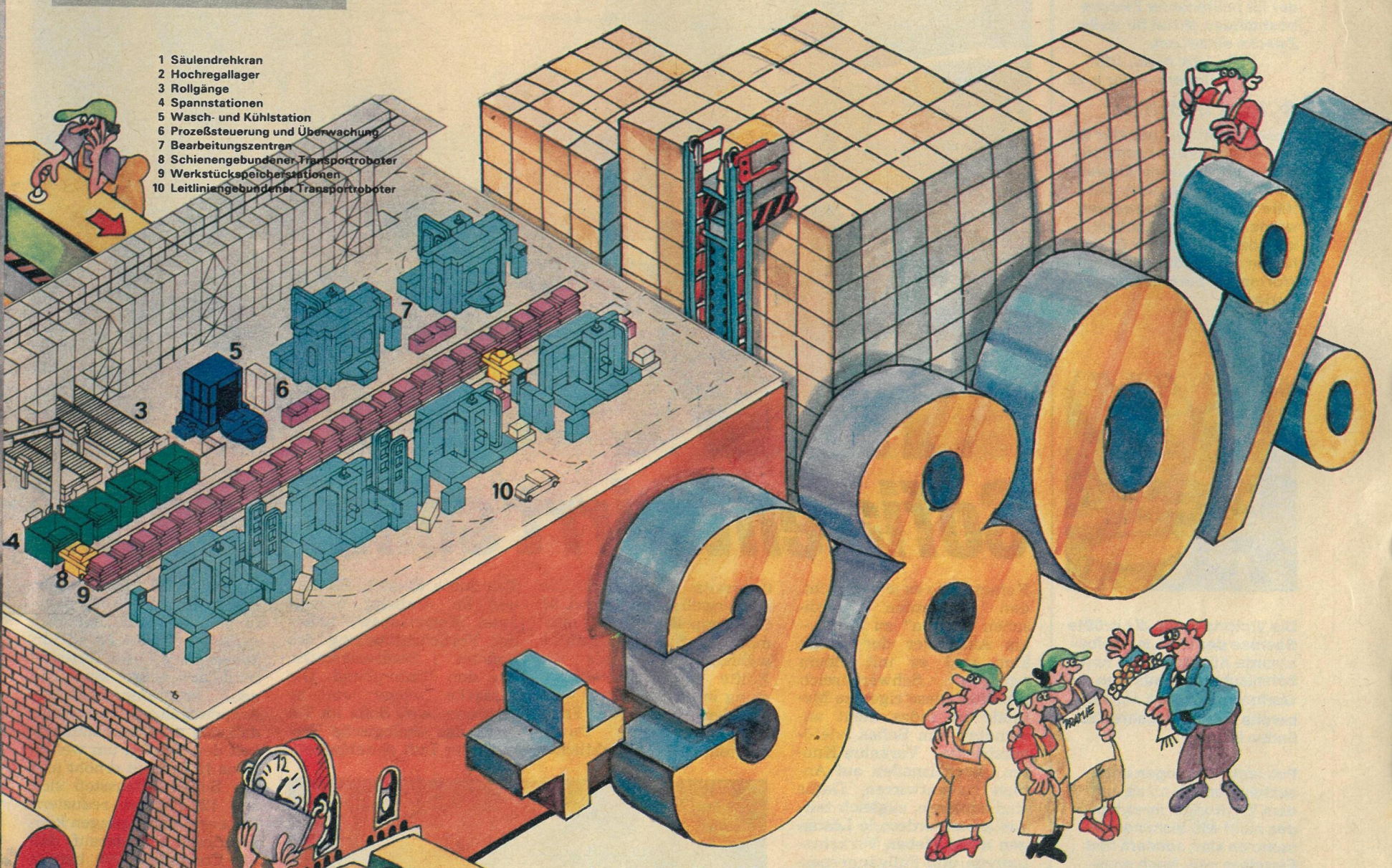
Das arbeitende Volk hat ein Interesse daran, daß die Maschinen eine so große Fähigkeit erlangen, daß durch sie die Last für den einzelnen Arbeiter auf ein Minimum herabgedrückt wird.

Fritz Heckert zu Fragen der Rationalisierung auf dem III. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale

Im Heckert-Kombinat entwirft uns Dr. Bernd Zeidler, zuständiger Direktor für Organisation und Datenverarbeitung, den Werkzeugmaschinenbaubetrieb der Zukunft, in dem die Last für den einzelnen Arbeiter auf jenes Minimum herabgedrückt ist.

„Es wird ein CIM-Betrieb sein", sagt Dr. Zeidler. Das drückt die höchste und komplexeste Form der flexiblen Automatisierung aus. CIM, das heißt computerintegrierte Produktion. Eine Vielzahl automatisierter Maschinen, CNC-Zellen und ganze flexible Systeme, wie das FMS 1000, ein durchorganisierter Materialfluß, verbunden mit der Automatisierung der Fließsysteme... Und die Menschen?

rechnerintegrierten Betrieb der Zukunft realisieren, und zwar im Gleichklang mit der täglichen Planerfüllung. Hängen wir mit dem Plan, dann müssen wir darauf unsere Kräfte konzentrieren, das bringt uns Verzug bei der Lösung der Zukunftsaufgaben. Also, indem die Planerfüllung das Primat in unserer Leitungstätigkeit hat, schaffen wir da-



„Sie haben weiterhin ihre Aufgaben. Aber bedeutendere, verantwortungsvollere, qualifiziertere. Sie werden immer mehr aus dem unmittelbaren Produktionsprozeß heraustreten, ihn überwachen, steuern..." Zukunftsmusik? – „Ich höre sie schon!" sagt Dr. Zeidler. „Auf der 7. Tagung des ZK der SED wurde im Bericht Erich Honeckers erneut bekräftigt, wie dringlich es ist, diese Aufgabe zu lösen. Natürlich braucht das seine Zeit. International wird daran intensiv gearbeitet. Wir wollen da mithalten, Schritt für Schritt den mit gleichzeitig gute Voraussetzungen, um unsere Zukunftsaufgaben zu lösen..."

☆

Wir sitzen wieder bei den Monteuren. Der Motor sei endlich da, sagt einer und erhebt sich: Na denn woll'n wir mal! Und sie legen sich ins Zeug. Neue Herausforderungen, neue Prüfungen...
Neulich kam ein Anruf aus Karl-Marx-Stadt: „Inzwischen hat die flexible Taktstraße in Brandenburg den Leistungsnachweis erbracht. Ihr könnt schreiben: Die Anlage läuft!"

Das flexible Fertigungssystem FMS 1000 – ein Schritt zur automatischen Fabrik. Es fertigt im Heckert-Werk Werkzeugmaschinenteile von der Farbgebung über die mechanische Bearbeitung bis zum montagefertigen Teil im automatischen, rechnergesteuerten Betrieb. Anläßlich des XI. Parteitages der SED übergeben, arbeitet es zuverlässig und bringt bedeutende ökonomische Effekte:

- **Die Arbeitsproduktivität stieg auf 380 Prozent.**
- **Die Durchlaufzeit der Teile verringerte sich um über 50 Prozent.**
- **Der Materialaufwand sank um 15 Prozent und mehr.**
- **Das in rollender Woche eingesetzte flexible Fertigungssystem sichert eine hohe Auslastung der Grundfonds und bewirkt, daß Aufgaben bewältigt werden, für die bei herkömmlicher Technik 45 Arbeitskräfte mehr gebraucht würden.**

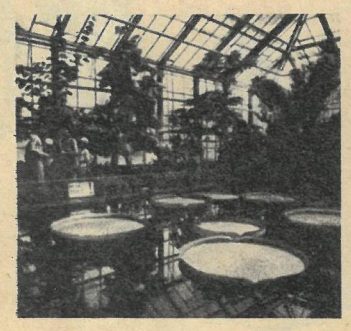
● Wörtlich

Wir werden kein einziges wirtschaftliches oder soziales Schlüsselproblem lösen können, sei es nun das Haushaltsdefizit, seien es die Staatsschulden oder der Ruin der Farmen als Massenerscheinung, wenn wir nicht die Rüstungsausgaben reduzieren und einen Teil der für militärische Zwecke bestimmten Mittel für zivile Zwecke einsetzen.

Jack Kead, USA, Generalmajor a. D.

● Kurz berichtet

Einen Sprachsynthesator für Personalcomputer schufen Wissenschaftler am Kiewer Institut für Kybernetik. Mit Hilfe von Mikroprozessoren wurde ein Apparat entwikkelt, der die Zahl der Operationen zur Wiedergabe von Worten auf ein Minimum reduziert.



Die Victoria regia, die größte Seerose der Welt, ist vielbestaunte Attraktion des nordböhmischen botanischen Gartens in Liberec, wo sie bereits seit zwölf Jahren zu finden ist.

Polnische Geologen untersuchen derzeit, ob es auf dem Territorium ihres Landes nicht wie bisher angenommen vier, sondern fünf Eiszeiten gab. Nach neuesten Erkenntnissen habe die erste Eiszeit bereits vor 900 000 Jahren begonnen, während die jüngste erst vor 10 000 beendet war.

Indische Wissenschaftler entwickelten in enger Zusammenarbeit mit der Weltgesundheitsorganisation einen neuen, noch effektiveren Impfstoff gegen Lepra, der in nächster Zeit in breitem Umfang im Land einsetzbar sein soll. Gegenwärtig sind in Indien drei Millionen an dieser Krankheit leidende Patienten erfaßt.

Ein Boot aus dem 9. Jahrhundert haben Saporosher Archäologen in der Nähe der legendären Insel Chortiza aus dem Dnepr geborgen. Es wurde unter einer zwei Meter dicken Schlammschicht entdeckt, soll nun konserviert und im Heimatmuseum der Stadt ausgestellt werden.

Sofia entwirrt seine Knoten

Keiner hatte es je vermocht, den berühmten „Gordischen Knoten“ zu lösen – bis Alexander der Große kam und es mit einem einzigen Schwertstreich schaffte. Diese rigorose Methode ist indes nicht anwendbar, um Sofias (viel-)verstrickte Verkehrs-Knoten gleichermaßen auf Anhieb zu entwirren. Dafür sind subtilere, zugleich zeitwie kostenfordernde Lösungen nötig. Neben Verkehrstunneln und Fußgängerpassagen, die gebaut wurden beziehungsweise im Bau sind, hat sich in einer Seitengasse beim Boulevard Dondukow, unmittelbar im Stadtkern, Sofias neue Verkehrsleitstelle etabliert. In einem Haus, das imposant wirkt zwischen größeren und kleineren, sämtlich aber dringend rekonstruktionsbedürftigen Gebäuden aus städtischer Gründerzeit. Zwei von ihnen, unrettbar zernagt gewesen vom Zahn der Zeit, haben dem „Haus der Leitung der Transportsysteme“ den erforderlichen Platz gegeben. Als Inneneinrichtung findet man modernste Technik, vielerlei Elektronikanlagen möblieren die Räume. Zum Beispiel das „Automatisierte System der Verkehrsleitung“ SM-2-M aus der UdSSR, das Sensoren-Schleifen unterm Straßenpflaster mit Computern (Bild rechts) verbindet, die ihrerseits automatisch für mittlerweile schon rund 60 City-Ampelkomplexe optimale Schaltprogramme wählen. „Mehr als die Hälfte der Umweltbelastung in unserer Stadt wird von den Abgasen der Fahrzeuge verursacht. Davon entsteht ein beträchtlicher Teil durch Staus in Straßen und an Ampeln“, erhellt Iwan Kowatschew, Leiter der Verkehrsabteilung des Sofioter Stadtvolksrates, uns den Hintergrund. Die Tatsache wiege um so schwerer, weil Sofia im Tal liege, das ökologische Problem der Luft ohnehin sehr zugespitzt sei. „Derzeit gibt es annähernd 300 000 Fahrzeuge in der Stadt, darunter mehr als 200 000 PKW, von denen die meisten fortwährend ‚auf Achse‘ sind. Die neue, programmgesteuerte Ampelregelung verspricht, daß sich die Durchlaßfähigkeit der Straßen um wenigstens 15 Prozent erhöht und der Schadstoffausstoß sich um 12 Prozent reduziert. Unsere Anstrengungen konzentrieren sich darauf, daß die Computer 1990 bereits rund 100 Ampelkomplexe an Ringen und Tangenten des Sofioter Straßenverkehrs nach optimalen Programmen schalten.“ Außerdem werde momentan der Anschluß eines TV-Systems projektiert, um den Operatoren in der Leitstelle zusätzliche Informationen über akute Verkehrssituationen auf Hauptstraßen und deren ampelgeregelten Kreuzungen zu verschaffen. „Das Leitsystem SM-2-M ist eine sowjetische Neuentwicklung. Es wurde in Sofia erstmals in der Praxis installiert, und nachdem es sich bei uns bereits bewährt, werden die sowjetischen Republikshauptstädte Alma-Ata und Minsk damit ausgestattet“, nehmen wir von Iwan Kowatschew als Hinweis mit auf den Weg.

Helmuth Pelzer (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)

Von wegen „zwei linke Schuhe“

Auskünfte für FREIE WELT gab Dr. med. habil. Michail Nowikow, Laboratoriums-Leiter am Moskauer AdW-Institut für Medizinisch-Biologische Probleme.

Welchen Geheimnissen wollen Sie in Ihren wissenschaftlichen Untersuchungen auf die Spur kommen?

Mit unseren Forschungen und Nachforschungen helfen wir bei der Auswahl und psychischen Vorbereitung von Menschen, denen eine Arbeit unter extremen Bedingungen bevorsteht – zum Beispiel im Kosmos, auf Polarstationen, in schwer zugänglichen Regionen der UdSSR und auch im Sport.

Wodurch ist Ihr Interesse am Sport bedingt?

Zuerst ist der Sport für mich eine Art Versuchsfeld, auf dem ich die Bestätigung einiger wissenschaftlicher Erkenntnisse suche. Sport ist bekanntlich eine kollektive Angelegenheit. Selbst wenn der Athlet allein gegen die Hochsprunglatte oder die Hantel antritt, verteidigt er dennoch die Ehre seiner Mannschaft. Deshalb ist meiner Ansicht nach das Problem der psychischen Kompatibilität eines der interessantesten im Sport.

Was ist darunter genau zu verstehen?

Kompatibilität ist Vereinbarkeit, Verträglichkeit. Diesen Faktor muß jeder berücksichtigen, der mit der Zusammenstellung eines Kollektivs beschäftigt ist, das unter außergewöhnlichen Umständen arbeiten muß. Wenn früher ein Flugzeugpilot seine Gründe nicht exakt formulieren konnte, warum er mit einem bestimmten Besatzungsmitglied nicht allzugern zusammenarbeiten möchte, so kann er heute – ohne die Vorzüge seines Kollegen einzuschränken – auf fehlende Kompatibilität verweisen. Was natürlich nicht nur den Charakter und die persönlichen Eigenschaften des „unerwünschten“ Partners umfaßt.

Teilen Sie die Meinung, daß der Faktor psychischer Kompatibilität eine der Komponenten des sportlichen Erfolgs darstellt?

Vor mehr als zwanzig Jahren sollte ich aus mehreren Einzelruderern zwei auswählen, die erfolgreich einen Doppelzweier bilden könnten. Meine Wahl fiel auf den 30jährigen Anatoli Sass und den 17jährigen Alexander Timoschinin. Nach Meinung der Trainer hätte man sich kaum ein anderes Paar vorstellen können, das zu gemeinsamer Arbeit ungeeigneter gewesen wäre: Hier der erfahrene Sass, der hinter dem legendären Alexander Iwanow als unsere Nummer 2 galt, dort der in vielen Belangen unfertige Timoschinin…

Und was kam heraus?

Daß beide bei all ihrer äußerlichen Unähnlichkeit absolut zusammenpaßten. Hervorstechend war vor allem ihre übereinstimmende Reaktion auf bestimmte Ereignisse. Und entgegen vorangegangenen Vermutungen war ihr Erfolg geradezu berauschend: Auf Anhieb Sieg bei der Rotsee-Regatta von Luzern, und den Zenit erklommen beide mit ihrem Goldmedaillengewinn bei Olympia '68 in Mexiko-Stadt. So gesehen müssen die Tiefenprozesse der Kompatibilität nicht unbedingt vom Charakter abhängig sein. Umgekehrt können selbst die besten Freunde es nicht lernen, einander völlig zu verstehen und Vorgänge gleich zu bewerten…

Was haben Sie seinerzeit bei der Vorbereitung der sowjetischen Mount-Everest-Expedition festgestellt?

Daß alle Auswahlmitglieder viele Gemeinsamkeiten aufwiesen, die sich in langjähriger Arbeit unter schwierigsten Bedingungen herausgebildet hatten. Ihr Charakter war von den Bergen geformt worden, ihr Mut war mit äußerster Vorsicht gepaart, was als Kombination von Eigenschaften im normalen Leben eine Seltenheit ist. Selbst ihre Gewohnheiten ähnelten einander – ganz zu schweigen von ihren Lieblingsliedern… Eine Mannschaft war das, die jede beliebige Aufgabe zu meistern imstande war. Die hätte man als Forscher und Sucher in die entlegensten Gegenden schicken können – sie hätte alles bestanden.

Interview:
Natalia Michailowa

Doppelte Premiere

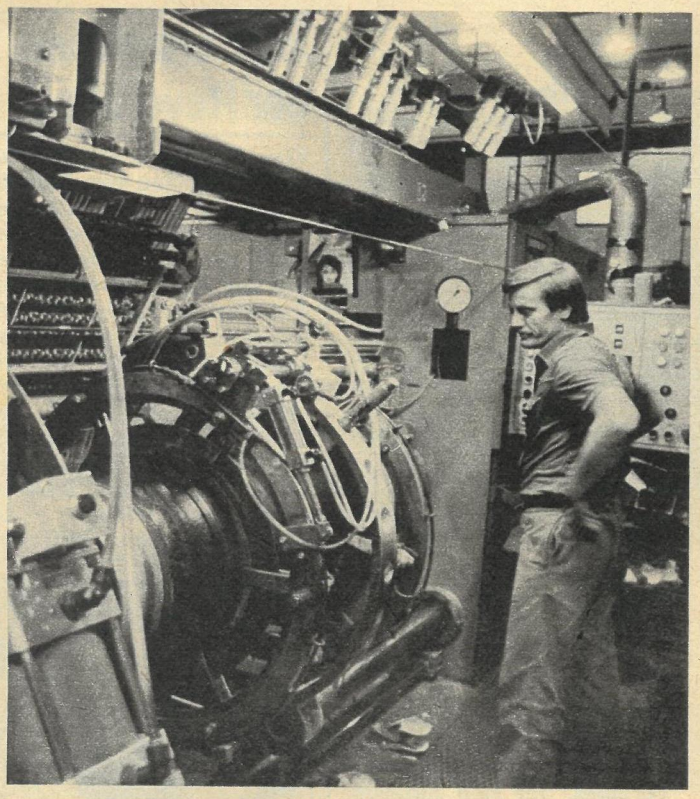
Plakate, Dokumente, Bücher, Bilder, Szenenfotos von Theateraufführungen russischer und sowjetischer Dramatik auf Berliner Bühnen – eine neue Ausstellung, vom Stellvertretenden Kulturminister Klaus Höpcke (Foto oben, 1. von links, ganz rechts Markus Wolf) feierlich und mit freundlichen Dankesworten eröffnet, ist im Berliner Zentralen Haus der DSF zu betrachten. Der Henschelverlag Kunst und Gesellschaft hat sie gestaltet, der Titel „Tradition ist Gegenwart“. Er entspricht dem Anliegen, Einblicke in die vielfältigen Verbindungen deutscher Künstler mit der Sowjetunion zu vermitteln, und zeigt Zeugnisse von Kontakten und Freundschaften sowjetischer Künstler zu ihren fortschrittlichen deutschen Kollegen von den zwanziger Jahren bis 1945. Die Kontinuität dieser Beziehungen dokumentieren zahllose Publikationen des Henschelverlages, der sein jüngstes Buch jetzt im Rahmen der Ausstellung an die Öffentlichkeit übergab: „Friedrich Wolf“, eine schöne, großformatige Bildbiographie von Lew Hohmann, in der des Dichters Wirken in der Sowjetunion und sein Bemühen um die Verbreitung sowjetischer Kunst gewürdigt werden. Dazu stehen Fotos von den Schauplätzen seines Lebens, von Verwandten, Freunden, namhaften Kollegen, Briefe, Aufsätze, Erinnerungen anderer Personen und die internationalen Einschätzungen seiner Werke. So wird sein Bild lebendig.

Ursula Weil

Markenzeichen der Revolution

Vor gut 70 Jahren erschienen die ersten revolutionären Briefmarken. Schon nach der Februarrevolution hatte die Provisorische Regierung einen entsprechenden Beschluß gefaßt. Es gelang auch noch, einige Probeabzüge der Marken mit neuer Symbolik in den Werten von 7, 10, 14, 15 und 20 Kopeken zu drucken. In der Zeitschrift „Philatelie“ war zu lesen: „Zur Herausgabe ist alles bereit… Es fehlt nur noch – die Unterschrift des Ministers.“ Dafür unterschrieb der neue Volkskommissar für Post und Telegrafie Awilow (Glebow). Trotzdem gelangten die Marken nicht in den Umlauf. Anfang 1918 kosteten einfache und Einschreibebriefe nun statt 15 Kopeken 35 und 70. Schließlich bestätigte am 2. Mai 1918 der inzwischen zum Volkskommissar für Postwesen der RSFSR ernannte Wadim Podbelski die neuen revolutionären Marken (oben). Nach zweieinhalb Jahren verschwanden auch sie aus dem Umlauf, weil im Land ein kostenloser Postversand in Kraft trat. Die Marken tauchten aber bald wieder auf, mit der Aufschrift: „RSFSR. Den Hungerleidenden.“ Die Hälfte des Preises kam den hungernden Menschen des Wolgagebietes zugute. In den Jahren 1922 bis 1933 gelangten die Reste der Auflage noch einige Male in den Umlauf. Sie dienten der Besteuerung beim Briefmarkentausch mit dem Ausland und als Postzusatzwerte. Im Jahr 1988 nun erlebten die alten Marken eine Wiedergeburt. Das Postministerium der UdSSR gab zwei 10-Kopeken-Marken als Erinnerungsdrucke mit dem Text „70 Jahre der ersten sowjetischen Briefmarke“ und dem bekannten Bild der einstigen 35- und 70-Kopeken-Wertmarke heraus.

Jewgeni Obuchow



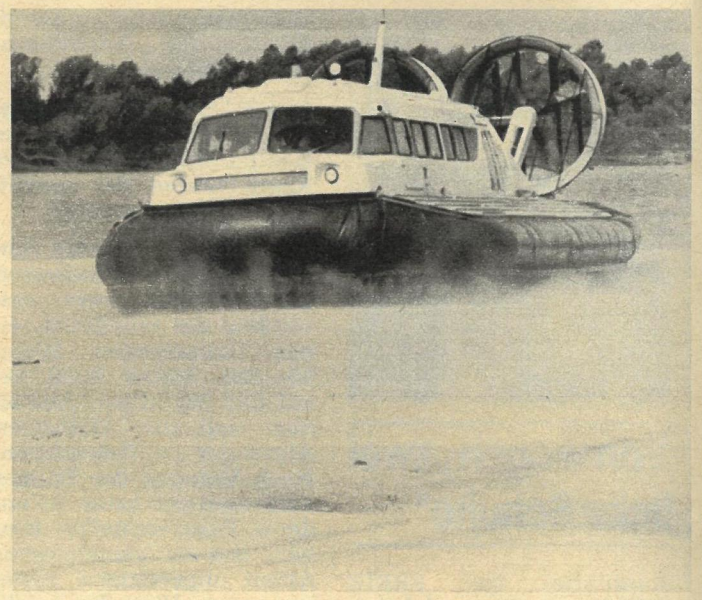
Wann wird die Sache rund?

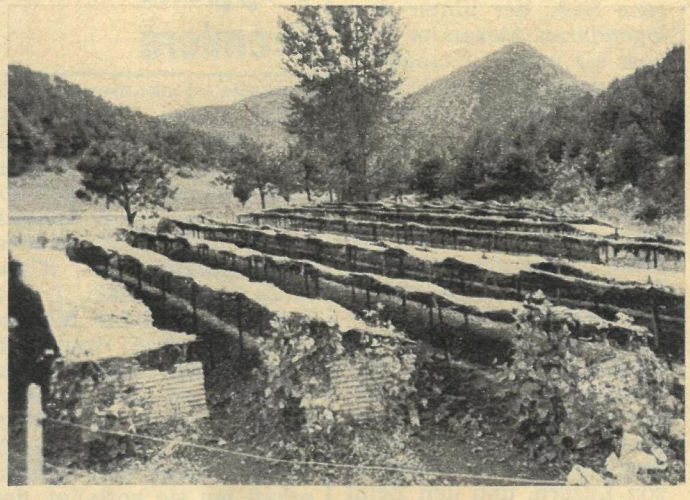
Eine runde Sache, die sich da vor unseren Augen entwickelt. Karl-Heinz Eckert (Foto oben) produziert Reifen. Reifen für LKW. Ihm geht es dabei um mehr und um bessere Reifen. Das hatte er sich mit seinen Kollegen im Fürstenwalder Stammbetrieb des Kombinats „Pneumant" am Jahresanfang '88 vorgenommen. Wie steht's damit? „Die Sache rollt, wir sind im Plan. Bis Jahresende wird weiter voll durchgezogen." Das, so sagen sie, ist ein Beitrag, um die Gedanken der 7. Tagung des ZK der SED umzusetzen. Natürlich fordert das jeden. Den Wickler an der Konfektionsmaschine – wie Karl-Heinz Eckert – wenn er seine Maschine, sein Material effektiv ausschöpft oder aber den Ökonomen am Computer, sich mit einer bedarfsgerechten Sortimentsoptimierung zu befassen. Vor allen steht die Aufgabe, jeden Tag zuverlässig und solide zu arbeiten, damit neue Fertigungsverfahren, teure Investitionen schnell wirksam werden. Was sich dann konkret in mehr und besseren Reifen ausdrückt. Erst dann wird die Sache rund, erst dann haben wir was gekonnt, sagen die Reifenwerker. So war das auch bei der 1986 begonnenen Produktion von Ganzstahlreifen für LKW, die nun seit langem stabil läuft. Diese Reifen sind bei den Kraftfahrern beliebt. Wesentlicher Grund dafür: die bedeutend längere Lebensdauer gegenüber vorherigen Typen. Gefragt übrigens auch bei ausländischen Abnehmern. Ein besonders großer Anteil des Exports geht in die Sowjetunion. Vier Wochen vor Jahresablauf haben die Fürstenwalder ihre Verpflichtung gegenüber unserem Hauptpartner erfüllt. Das hat auch politisches Gewicht. Gleichzeitig geht es um die weitere effektive Entwicklung der Direktbeziehungen zwischen Partnern beider Länder. Dieser von der ZK-Tagung gezeigte Weg zur Vertiefung der Zusammenarbeit wird von den Reifenwerkern schon einige Jahre beschritten. Nun soll er eine neue Qualität bekommen. 1987 schlossen sie mit dem Reifenwerk in Jaroslawl eine Vereinbarung über Direktbeziehungen ab. In Zukunft soll vor allem die wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit gemeinsamen Nutzen bringen, denn sowohl bei uns als auch in der Sowjetunion steigen die Anforderungen an Reifen für alle Fahrzeuge. Der Landmaschinenbau verlangt zum Beispiel solche, die den Boden weniger strapazieren. Daß jeder Kunde möglichst langlebige Reifen wünscht, ist klar, immerhin beeinflußt lange Lebensdauer schließlich sowohl die Sicherheit eines Fahrzeuges als letztlich auch den effektiven Einsatz von Material. In all diesen Fragen, vom Profil bis zum Gewebe, kann künftig nur noch mit einer hohen Konzentration aller materiellen und schöpferischen Kräfte das internationale Entwicklungstempo mitgehalten werden. Die Reifenwerker in Fürstenwalde wie in Jaroslawl haben das erkannt und sich viel vorgenommen für die kommenden Jahre.

Hajo Obuchoff

Luft-Polster

Vielleicht war es die Geschwindigkeit, die den Konstrukteuren dieses Luftkissenfahrzeugs die Namensidee eingab. „Puma" heißt der neue Star des sibirischen Flußhafens in Tomsk. Nach erfolgreichen Tests können nun in Kürze die Passagiere auf der 100-Kilometer-Linie von Tomsk nach Krasny Jar das ganze Jahr über mit dem schnellen „Puma" verkehren. Zur Zeit wird diese Strecke noch im technischen Versuchsbetrieb gefahren, um genaue Aufschlüsse über den Ablauf des künftigen Linienverkehrs zu erhalten.





Wunder-Kraft

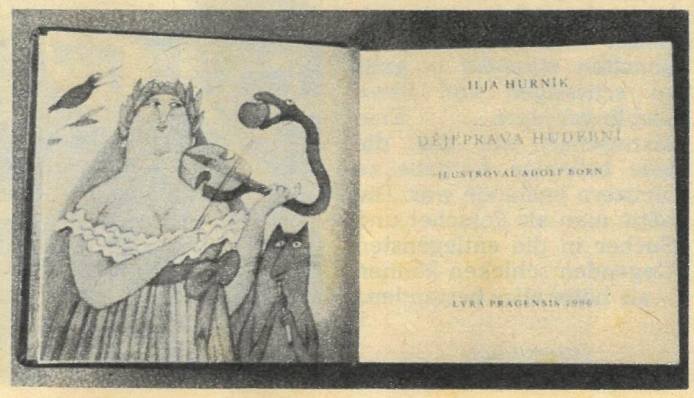
Für den Anbau von Ginseng ist die Gegend um Käsong im Südwesten der KDVR aufgrund ihres günstigen Klimas geradezu prädestiniert. Dutzende Hektar Ackerfläche sind hier im Umkreis der Stadt überdacht. Reisstroh und Plastikfolie, gehalten von Hunderten niedriger Holzgerüste, schützen die Pflanzen vor der Sonne. Sechs Jahre müssen ins Land gehen, bevor eine Wurzel gezogen werden kann.

Blick-Fang

Mode für kalte Tage stellten tschechoslowakische Designer kürzlich in der Hauptstadt Prag vor. Neben aktuellen Langhaarpelzen gehörte dieser tiefschwarze Ledermantel, an dem kleine Fuchsfelle und Lederbänder einen originellen Blickfang bieten, zu den Attraktionen der Modenschau.

Kunst-Druck

80 Mini-Bücher sind von „Lyra Pragensis" in den letzten 20 Jahren – in Leder gebunden und herrlich illustriert – herausgegeben worden. Gedruckt werden die in der Regel 7 × 7 cm großen Kunstwerke im südböhmischen Vimperk, wo man seit 1855 Kleinstbücher herstellt.



Kosmos-Gold

Mit der Goldenen Juri-Gagarin-Medaille der Sowjetischen Föderation für Raumfahrt wurde der Moskauer Luft- und Raumfahrtkorrespondent der FREIEN WELT, Karl-Heinz Eyermann, auf dem Kosmodrom Baikonur geehrt. Beim Überreichen der Auszeichnung, die in der DDR Fliegerkosmonaut Sigmund Jähn besitzt, hob der Vizepräsident der Sowjetischen Raumfahrtföderation, Iwan Borissenko, die langjährigen Verdienste des Journalisten um die Propagierung der Erfolge der sowjetischen Kosmosforschung hervor.

Der Stern des Ostens

Zugegeben: Reich verzierte Krone und weiße Schärpe stehen der schwarzhaarigen Schönheit prächtig. In ihrer schlanken rechten Hand blinkt der Pokal; die Blumen in der Linken vollenden den Eindruck. So schaut sie also aus – die „Miß Asien '88". Ihr Name: Saltanat Kamolijewa. Ihre Heimatstadt: Alma-Ata, Hauptstadt Kasachstans. Gekürt wurde Saltanat kürzlich in der britischen Metropole London als die Nummer eins unter 28

Mädchen aus 20 asiatischen Ländern, zwischen 17 und 24 Jahren alt. Angereist waren sie unter anderem aus China, Thailand, Japan, Indien, Malaysia… – und eben auch zu fünft aus der Sowjetunion; zwei Mädchen aus Taschkent, je eine aus Duschanbe, Frunse und Alma-Ata. Alle Bewerberinnen hatten sich der Jury zunächst in Nationaltracht vorzustellen; dem folgten Auftritte in Alltags- sowie in Abendkleidung. Doch nicht nur Schönheit und Anmut wurden bewertet! Für jede der attraktiven jungen Damen galt es zudem, kurz und bündig über ihr Land, über Politik und Wirtschaft zu erzählen, auf Fragen der Moderatorin klug und originell zu antworten. Saltanat holte sich ihren Sieg übrigens mit aeht „hausgeschneiderten" Modellen, entworfen, genäht und angepaßt im „Haus der Modelle" von Alma-Ata. Dort ist sie als Mannequin tätig, absolviert nebenher ein Fernstudium am Pädagogischen Institut. Die Freude über die Krone der schönsten Asiatin teilten mit ihr daheim hauptsächlich der Vater – Tonregisseur im Fernsehstudio der Republik –, die Mutter – Angestellte der Eisenbahn – sowie drei reizende Schwestern.

Jörg Stierwald

Drushba in D-Dur

„Wollt ihr mit uns singen?" Ein wenig Provokation lag schon in der Frage der schönen Ljudmila. Und die Antwort, daß wir mehr zum Zuhören gekommen seien, erfüllte gewiß nicht ganz die Erwartung. Nichtsdestotrotz war das Gespräch gefunden. Zwanzig junge Damen aus dem sowjetischen Hospital in Berlin-Karlshorst, Mitglieder des Frauenchores, warteten auf ihre deutschen Kollegen, auf Freunde, Freundinnen. Die kamen etwas später. Das Chorensemble Köpenick, vor knapp zwei Jahren hervorgegangen aus dem DSF-Chor des Kabelwerkes Köpenick und dem Frauenchor des Funkwerks wie dem Männerchor der Yachtwerft, ist inzwischen fester Partner der jungen Frauen aus dem Hospital. Seit 1987 singen sie oft gemeinsam. „Als wir unseren traditionellen Ball der Freundschaft vorbereiteten, wollten wir nicht nur einen Zauberer auf der Bühne haben", sagt Christine Schulze vom DSF-Kreisvorstand Köpenick, „sondern echte Zusammenarbeit zeigen." So haben sich nunmehr durch den gemeinsamen Gesang Beziehungen geknüpft, die weit mehr sind als eine Papierfreundschaft. Und wenn sich das Köpenicker Chorensemble heute „Kollektiv deutsch-sowjetische Freundschaft" nennen kann, ist das nicht allein ein Titel. Es ist auch ein Bekenntnis. Die sangesfreudigen Frauen und Männer haben über ihre Lieder eine gemeinsame Sprache gefunden. In gemischtem „Russischdeutsch" leitet Klaus Wagner (Foto links) die Proben der singenden Krankenschwestern. Und ohne ihn möchten sie nicht mehr singen. Natürlich, nichts geht ohne Probleme ab. Wie die Kostüme finanzieren, die Fahrten zu Konzerten, Verpflegung und und und?… In knapp zwei Jahren locken die Arbeiterfestspiele. Die Trägerbetriebe, auch der Rat des Stadtbezirks unterstützen das Laien-Unternehmen. Ebenfalls die DSF-Kreisorganisation und der Bezirksvorstand der Freundschaftsgesellschaft. Denn das hat es, zumindest in Berlin, noch nicht gegeben, daß sich eine deutsch-sowjetische Chorvereinigung für die Arbeiterfestspiele vorbereitet. Und wenn alles klappt, kann man sie hören 1990 inmitten von Cottbus, vielleicht auch am Stadtrand im „schjonsten Wiesengrjunde…"

Hajo Obuchoff

● Gut gesagt

Die Kunst ist ein Ozean, der unsere Wirklichkeit umspannt und wie das Meer unser Bewußtsein formt. Wie aus dem Meer tauchen in vielen guten Werken alte Kulturen wieder auf, die unsere Wirklichkeit bereichern und das Bewußtsein des Zusammenhangs und der Tradition, der Verbundenheit der Dinge, das Gefühl des Andauerns und der Unendlichkeit bereichern.

Arnošt Paderlik, ČSSR, Maler

● Am Rande

Gut herausgefüttert sind drei Störche aus dem Zoo von Hodonín in Südmähren in die Freiheit entlassen worden. Im Sommer hatten Schornsteinfeger sie aus ihrem Nest auf einem 30 Meter hohen Schornstein geborgen, da die Jungtiere durch den Tod ihrer Eltern zu verhungern drohten. – Keine Angst vorm schwarzen Mann!

● Persönliches

Das Stein-Museum des litauischen Arztes VACLOVAS INTA, der Mineralien-Pakete aus aller Welt erhält, wurde kürzlich auf seltsame Weise bereichert. Der Arzt ANASTAS CERSIAUSKAS übergab seinem Berufskollegen eine Sammlung von selbst entfernten Gallensteinen!

Kaum nimmt ANTINIA BONDAR einen Notizblock zur Hand, ertönt schon eine rauhe Stimme: „Notieren wir!" Das ist der Liebling der Familie, der Papagei Petruschka, der rund 800 Wörter beherrscht. Im Block werden jeweils die neu erlernten Wörter eingetragen.

Der Ungar FERENC NYITRAI, Lokführer in Pension, baute im Laufe von fast 10 000 Arbeitsstunden jene alte Dampflok nach, auf der er 20 Jahre gefahren war. Das Prachtexemplar ist 80 Zentimeter lang und voll funktionstüchtig.

Redaktion: G. Wehrmann; Fotos: W. Falk, V. Hohlfeld (3), TASS/Kasanzew, ADN-ZB/Hiekel, V. Billeb, ZB/ČTK/Humpálová/Vlček, TASS/Sinin, Archiv, Repros (2), Vignette: D. Schüler.

Der Wasserspiegel des Kaspisees schwankte in den letzten 100 Jahren um 3,5 Meter. Als sich die Fläche des größten Binnenmeeres der Erde bis in die 70er Jahre um etwa 50 000 Quadratkilometer verringert hatte, sollte ein Superkanal rettendes Naß bringen. Doch plötzlicher Pegelanstieg offenbarte ein kompliziertes Wechselspiel zwischen globalen Klimaveränderungen, regionalen Wasserentnahmen und lokalen Umweltbelastungen. Sowjetische Forscher erkannten: Abhilfe bringen nicht neue Eingriffe in den Naturhaushalt, sondern umweltschonende Technologien.

Pegel stieg um einen Meter:

Wird das Meer wieder gesund?

Ein Beitrag von
Utz Hoffmann (Text) und Volkmar Billeb (Fotos)
mit freundlicher Unterstützung von APN.

Wird das Meer wieder gesund?

Mitte Oktober. Die Uferpromenade ist verwaist. Wir erklimmen das Wahrzeichen Bakus, den legendenumwobenen Jungfrauenturm aus dem 12. Jahrhundert. Seine mächtigen Mauern trutzten dereinst den Wassern des Kaspisees. Auf der Aussichtsplattform angekommen, sehen wir, daß ihn etwa 200 Meter und ein Höhenunterschied von mehreren Metern vom Meer trennen. Auf dem Neuland dazwischen erheben sich zahlreiche Gebäude, eine vielspurige Straße bewältigt kaum den Ansturm der unablässig hupenden Autos. Der Wasserspiegel des Kaspisees, das belegt der Standort des Jungfrauenturms anschaulich, weist erhebliche Schwankungen auf. Und damit wären wir bei einem der gravierenden Probleme dieser Region.

Prognosen: Von Salzwüste bis Überschwemmung

Der Kaspi mit einer Tiefe bis zu 980 Metern reagiert sensibel auf klimatische Veränderungen. Allein von 1930 bis 1940 fiel sein Wasserspiegel um 1,7 Meter. Als sich diese Grundtendenz bei zeitweise geringfügigen Anstiegen bis in die 70er Jahre fortsetzte, sich die Fläche des Kaspi um etwa 50 000 auf 370 000 Quadratkilometer verkleinerte, vermuteten viele Wissenschaftler, dies sei eine Reaktion auf die extensive Wasserentnahme des Menschen insbesondere aus der Wolga. Sie ist mit etwa 75 Prozent am jährlichen Zufluß der in den Kaspi mündenden Flüsse beteiligt. Eine vom Institut für Wasserprobleme der Akademie der Wissenschaften der UdSSR erarbeitete Prognose prophezeite sogar eine ökologische Katastrophe: Der Wasserspiegel würde weiter fallen, und schon im nächsten Jahrhundert sei das Austrocknen des Meeres und damit das Entstehen einer Salzwüste möglich. Das Ministerium für Melioration und Wasserwirtschaft der RSFSR und ein extra geschaffenes Unionsinstitut meinten in den siebziger Jahren, nur durch die Umleitung eines Teils des Wassers nördlicher und sibirischer Flüsse (unter anderem des Ob und des Irtysch) nach Süden ließe sich der Kaspi langfristig retten. Gegen dieses Milliarden-Unternehmen wandten sich einzelne Wissenschaftler verschiedener Disziplinen, ja ganze Institute mit Gutachten und Denkschriften. Schriftsteller griffen das Problem auf, wandten sich emotionsvoll dagegen, mit „ungeheurem Aufwand immer neue, größere Probleme zu schaffen, anstatt den alten an der Wurzel zu Leibe zu rücken". Die Wogen schlugen hoch, die Polemik war nicht zimperlich.

Ganz unerwartet, zaghaft zunächst und völlig lautlos meldete sich noch jemand zu Wort: der Kaspi selbst. Entgegen allen Prognosen stieg sein Wasserspiegel seit 1977 stetig bis heute um rund einen Meter an. Mit einer Höhe um 28 Meter unter dem Wasserspiegel des Weltozeans liegt er jetzt nahe dem als optimal angesehenen Wert. Bei einer Fahrt entlang der Küste der Halbinsel Apscheron entdeckten wir unterspülte Ufer. Die Badestrände sind schmal geworden, Kioske erreicht man nur durch seichtes Wasser watend. Umkleidekabinen und schattenspendende Metallpilze hat man schon mehrfach umgesetzt. An der Ostküste des Kaspischen Meers, so erfahren wir, mußte an der Halbinsel Busatschi ein 30 Kilometer langer Damm gebaut werden, um Erdölfelder vor dem steigenden Wasser zu schützen.

Im Jahre 1980 sollte die künstliche Absperrung des Kara-Bogas-Gol im gleichen Küstenbereich helfen, den Wasserstand des Kaspi zu stabilisieren. In der großen flachen Bucht verdunsten jährlich etwa 6 Quadratkilometer Wasser. Doch dieser Eingriff hatte Folgen. Die Bucht trocknete viel schneller als berechnet aus, der Wind trug Salz auf die Felder bis weit ins Landesinnere. Heute sorgen Rohre dafür, daß das steigende Wasser des Kaspi die nun abgetrennte Bucht wieder erreicht.

Eine weitere Erhöhung des Wasserspiegels – so wird jetzt festgestellt – hätte ähnlich negative Konsequenzen wie der erwartete Abfall. In vergangenen Jahrtausenden nahm der Mensch bei Schwankungen des Kaspi seine „sieben Sachen" und zog um. Heute ist die moderne Industriegesellschaft mit ihren Häfen, Gebäuden, Fabriken, Straßen und Anlagen der Ölgewinnung ungleich verwundbarer.

Um Klarheit zu schaffen, erarbeitete eine interdisziplinäre Expertenkommission der Akademie der Wissenschaften, der Lomonossow-Universität und anderer Einrichtungen eine Stellungnahme zu den Problemen des Kaspi. Der Klimatologe Professor Dr. Georgi S. Golizyn faßte 1987 die Ergebnisse zusammen. Das Prognoseverfahren des Instituts für Wasserprobleme aus den 70er Jahren wurde einer drastischen Kritik unterzogen. Neben vielen anderen Fehlern setzte jenes Institut in seiner Prognose die nicht vorhandene Konstanz des Klimas voraus. Weiter ergab sich: Bei einer geplanten ersten Ausbaustufe der Wasserzuleitung aus nördlichen und sibirischen Flüssen von 5,8 Kubikkilometern pro Jahr hätte man zwischen 50 und 100 Jahre (!) warten müssen, um bei den natürlichen Schwankungen der Zuflüsse zum Kaspi überhaupt eine Erhöhung des Wasserspiegels nachweisen zu können. Die Wissenschaftler ermittelten, daß von den rund 11,4 Kubikkilometern Wasser, das die Landwirtschaft pro Jahr unentgeltlich aus der Wolga entnimmt, 5,2 Kubikkilometer unproduktiv verschwendet werden. Diesen Zustand zu beenden, so betont das Gutachten, hätte für den Kaspi den gleichen Effekt, von dem man beim Bau des Superkanals zur Umleitung der Flüsse ausgegangen war.

Wissenschaftler schlagen Wolga-Alarm

Mitarbeiter des Instituts für Geographie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR versuchten, die Jahrhundertänderung des Klimas zu bestimmen. Diese schwingungsfähigste Komponente der globalen Naturhülle hat offensichtlich kardinalen Einfluß auf den Wasserstand des Kaspi. Viele Meteorologen und Geophysiker erwarten im 21. Jahrhundert einen durch den Menschen verursachten weiteren Anstieg unter anderem der Kohlendioxyd-Konzentration in der Atmosphäre und damit eine weltweite Erwärmung um ein bis zwei Grad. Allein im letzten Jahrzehnt ist die mittlere Oberflächentemperatur der Erdkugel um 0,5 Grad gestiegen. Die Frage war nun, welche Auswirkungen diese Erwärmung auf den Wasserhaushalt des Kaspi haben könnte. Analogieschlüsse (vor 5000 Jahren war die Durchschnittstemperatur im Einzugsgebiet des Kaspi um ein Grad und vor 125 000 Jahren um zwei Grad höher als heute) ergaben eine völlig unerwartete Aussicht für die Zukunft. Tritt diese Erwärmung wirklich ein, so würden sich die Niederschläge erheblich verstärken, und der Wasserspiegel des Kaspi könnte langfristig – wie in ferner Vergangenheit auch geschehen – um etwa 6 bis 40 Meter ansteigen. Das hätte natürlich schwerwiegende Auswirkungen.

Doch noch kann niemand mit Gewißheit sagen, ob die gegenwärtig beobachtete Wasserspiegelerhöhung des Kaspi schon eine Reaktion auf die erwartete globale Erwärmung ist. Ähnliche Phänomene werden auch in den USA beobachtet. Dort bereitet zum Beispiel der Stadt Salt-Lake-City im Staate Utah der drastische Anstieg des Wasserspiegels des Großen Salzsees arge Probleme. Um jedes Umweltrisiko zu vermeiden, ordnete die sowjetische Regierung im August 1986 Baustopp für den Superkanal an. 500 Millionen Rubel hatte er nach Expertenberechnungen zu diesem Zeitpunkt schon verschlungen.

In einem repräsentativen Gebäude empfängt uns Professor Dr. Budag Budagow, Direktor des Bakuer Instituts für Geographie der Aserbaidshanischen Akademie der Wissenschaften. Unser Gespräch behandelt die Zuflüsse zum Kaspi und dessen Wasserverluste durch Verdunstung. Professor Budagow vertritt die Ansicht, der Anstieg des Wasserspiegels in den letzten Jahren sei Teil einer globalen klimatischen Schwankung, die – wie er meint – ein Pulsieren der großen Binnengewässer auf der Nordhalbkugel unserer Erde verursacht. Damit steht, vermutet unser Gesprächspartner, nach einer Phase des Anstiegs auch wieder ein starker Abfall des Wasserspiegels bevor. Und dann würde eines Tages doch die Heranführung von Wasser aus den nördlichen Flüssen notwendig werden, um dem angespannten Wasserhaushalt im Süden der UdSSR Erleichterung zu verschaffen. Professor Budagow setzt sich dafür ein, das Wasser insbesondere in den Frühlingsmonaten umzuleiten, wenn die Mündungen der großen sibirischen Flüsse zugefroren sind. Dann könne man zugleich den Stau in diesen Flüssen zu dieser Jahreszeit vermeiden, der häufig große Überschwemmungen verursacht. Auf die heiße Diskussion um diese Probleme angesprochen, reagiert auch Professor Budagow heftig. Zu wenig Sachverstand, zuviel Emotion und Pathos wirft er Journalisten und Literaten vor. Für ihn ist der Beschluß zum Bau des Superkanals zwar aufgehoben, aber dennoch langfristig nur aufgeschoben.

Die Auseinandersetzungen um dieses Problem sind noch nicht abgeschlossen. Vor einigen Monaten schlugen die Korrespondierenden Akademiemitglieder D. Pawlow und A. Jablokow in der „Iswestija" „Wolga-Alarm". Denn dort ging der Bau des Wolga-Tschograi-Kanals, ursprünglich ein Bestandteil des Projekts zur Umleitung der nördlichen Flüsse, weiter. Er sollte dringend benötigtes Wasser nach Kalmykien leiten, wo die Verwüstung des Bodens voranschreitet. Wissenschaftler von Akademien, Universitäten, Fischforschungsinstituten und anderen Einrichtungen warnten davor, das Knäuel ungelöster ökologischer Probleme immer mehr ineinander zu verschnüren. Sie beschworen die große Gefahr, daß dem Kaspi wieder Wasser entzogen würde und der Störbestand in der Wolga durch dieses Projekt bedroht sei. Die Wissenschaftler nannten auch die Ursachen der Verwüstung. Sie sei ein Ergebnis der extensiven, unkontrollierten, schlecht gewarteten Bewässerung und ungehemmten Überweidung. Viele der Schafhirten kämen für ein paar Jahre nach Kalmykien, um mit ungezählten privaten Schafen ein Vermögen zu machen. Und wieder sollte ein Problem durch einen „Milliarden-Kanal" gelöst werden.

Der Strömling ist ein begehrter Speisefisch. Um seinen Bestand im Kaspischen Meer zu schonen, kontrollieren Mitarbeiter der staatlichen Fischereikontrolle die Fangschiffe. Die Mindestlänge des Fisches muß 7,5 cm betragen.

Wird das Meer wieder gesund?

Von der Ölgewinnung auf dem Meer geht zur Zeit die größte Gefahr für die Flora und Fauna des Kaspi aus. Biologen setzen sich deshalb für verstärkte

Indessen befaßte sich eine staatliche Expertenkommission von Wissenschaftlern und Spezialisten der Land- und Wasserwirtschaft mit dem umstrittenen Projekt. Kürzlich verabschiedeten die Experten aufgrund von Analysen und nach sehr konträren Diskussionen in der Kommission die Empfehlung, den Bau des Wolga-Tschograi-Kanals zu stoppen.

Schutz auch für Winzlinge

„Wir durchqueren die besoffene Gasse", erklärt uns Umudali Mamedow, der Kapitän des kleinen Kutters der Staatlichen Fischereikontrolle, den beängstigenden Seegang. „Eine Stunde müßt ihr noch durchhalten, dann wird es ruhiger." Wir schaffen es – gerade so –, freuen uns, das erstaunliche Menü, das uns der Smutje in der winzigen Kombüse zauberte, nicht dem Kaspi anvertrauen zu müssen. Die zahllosen Ölplattformen bzw. deren Rudimente liegen hinter uns, verschwunden ist nun auch der Ölfilm, der die Bakuer Bucht bedeckt. Dem Kaspi auf einer Kontrollfahrt so nahe, kommt Hoffnung auf. Das größte Binnenmeer der Welt mit einmaliger Flora und Fauna, das fast die vierfache Fläche unseres Landes einnimmt, muß und wird leben. Die hier beheimateten Störe liefern etwa 80 Prozent der Weltproduktion an Kaviar. Der Hausen ging als längster „echter" Fisch ins „Guinnes Buch der Rekorde" ein. Er erreicht Längen von acht Metern, und ein 1827 in der Wolgamündung gefangenes Weibchen soll gar 1474,2 Kilogramm gewogen haben.

Kapitän Mamedow mit seinem Kutter kontrolliert auf den bis zu vierzehntägigen Fahrtrouten unter anderem Ölplattformen und Tankschiffe. Öffentliche Diskussionen und drakonische Strafen, so meint er, zeigen schon Erfolge. „Die Zeiten, als produzierte Tonnen Öl alles bedeuteten, die Natur aber nichts galt, sind zwar vorbei, wirken aber noch nach." Der Stör darf auf dem Kaspi nicht gefischt werden. Nur zur Laichzeit ist der Fang in den Flüssen mit strengen Limits erlaubt. Gerät er dennoch in die Netze, muß er zurück ins Meer. Tote Fische hat der Kapitän per Funk anzuzeigen. Tut er es nicht, riskiert er 100 Rubel Strafe, bei organisiertem Fischraub können es 1000 Rubel und mehr sein. In den letzten Jahren, so berichtet uns der Kapitän, hat er nur viermal Fischer mit unerlaubtem Edelfisch an Bord ertappt und angezeigt.

Nach etwa drei Stunden Fahrt erreichen wir eine Fischersiedlung auf der Nordseite der Halbinsel Apscheron. Dort hat gerade die 1969 in Wismar gebaute „Kama" nach einer Fahrt nahe der iranischen Grenze Anker geworfen. Wir begleiten die Kontrolleure an Bord dieses Schiffes. Es ist auf den Fang von schmackhaften Winzlingen spezialisiert. Auch der Strömling bedarf als Teil der biologischen Nahrungskette der Schonung. Der etwa sprottengroße Fisch wird nachts in Tiefen zwischen 30 und 140 Metern per Echolot aufgespürt und mit großen Lampen angelockt. Durch ein Rohr im Zentrum des Lichts pumpt man die Fische an Bord. In etwa 20 Nächten war die Ladung von 400 Tonnen beisammen. Nach Durchsicht der Bordbücher inspizieren wir den Fang. Aus einer gerade abgefüllten Kiste werden 100 Strömlinge entnommen. Laut Vorschrift müssen 80 länger als 7,5 Zentimeter sein und höchstens 20 dürfen durch den Pumpvorgang hervorgerufene Risse am Bauch aufweisen. „Der Fang ist Sorte eins", meint der Inspektor, „kein einziger Fisch war kleiner als das Mindestmaß."

Hauptverschmutzer Öl

Im Institut für Biologie der Aserbaidshanischen Akademie sitzen wir am nächsten Tag seinem Direktor Professor Dr. Mussa Mussajew und einigen seiner Mitarbeiter gegenüber. „Komplexe Probleme", so Professor Mussajew, „verlangen komplexe Maßnahmen, die sich freilich nur durch Hartnäckigkeit in vielen Details lösen lassen." Biologen des Instituts haben in langjähriger Arbeit die durch Umweltverschmutzung um die Industriezentren Baku und Sumgait und anderswo entstandenen toten Zonen des Kaspi kartiert und deren Ursachen aufgedeckt. Prof. Mussajew berichtet uns, daß im vergangenen Jahr nun die Abwasserreinigungsanlage der Millionenstadt Baku in Betrieb ging und dadurch die Bakuer Bucht entlastet wird. Die größte Gefahr für die Tierwelt des Kaspi sehen die Biologen, nachdem der Wasserstand des Meeres angestiegen ist, in der Verschmutzung dieses Lebensraumes durch die Ölgewinnung auf See. Hinzu kommen noch wiederholt natürliche überirdische Ölausbrüche. An Bord der „Elm", dem Forschungsschiff des Instituts, so erzählt ein Mitarbeiter, hat er selbst eine etwa zwei Meter hohe Ölfontäne im Kaspi gesehen. Doch solche und weitaus größere Eruptionen hat die Lebensgemeinschaft des Meeres seit Jahrtausenden überstanden. Ohne menschliche Hilfe, so meinen die Biologen, kann das Ökosystem des Meeres den gegenwärtigen Belastungen nicht standhalten. Aufzuchtzentren für Störe, Hausen und andere Fische, die ihre Laichplätze wegen Staudämmen in den Flüssen nicht erreichen oder finden können, sind nur ein Beispiel dafür, Eingriffe des Menschen zu kompensieren. Um die Nahrungsbasis des Störs zu verbessern, will das Institut im kommenden Jahr nach erfolgreichen

Kontrollen der Bohranlagen und schrittweise Einführung umweltschonender Technologien ein.

Langzeitversuchen bestimmte Würmer und Schnecken aus dem Schwarzen Meer im Kaspi heimisch machen. Wir erfahren weiter, daß das Institut ökologische Gutachten für neue Industriebetriebe und deren Technologie erarbeitet. Mitarbeiter des Instituts konnten verhindern, daß ein geplantes Kraftwerk das Wasser des Mingetschauer Stausees aufheizt: „Dieses Vorhaben hätte den gesamten Biotop zerstört. Gebaut wurde schließlich eine Anlage mit geschlossenem Wasserkreislauf."

Hoffnung trotz erdrückender Probleme

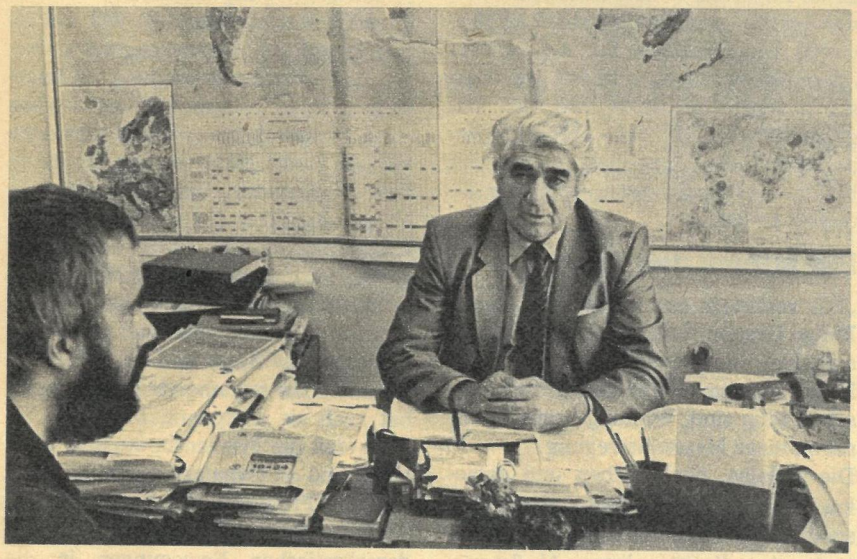
Eigentlich stand noch ein Besuch des Bakuer Stadtparteikomitees der Kommunistischen Partei Aserbaidshans auf unserem Programm. Doch dort tagte gerade das 11. Plenum. Das Hauptreferat hielt der Erste Sekretär Fuad Mussajew zum Thema „Die ökologische Situation verbessern". „Da steht alles drin, was ihr wissen müßt", meint unser Betreuer von der Bakuer Nowosti-Redaktion. Wir lesen von ungelösten Umweltproblemen Bakus, der Hauptstadt Aserbaidshans.

Baku und Sumgait gehören, insbesondere was die Luftverschmutzung anbetrifft, zu den am ärgsten betroffenen Städten der UdSSR, heißt es dort. Die radikale Ausbeutung des Öls, so betont der Parteisekretär, ist eine der Hauptursachen für die ökologischen Probleme. Auf einer Fahrt durch Apscheron sahen wir eine durch unachtsamen Umgang mit Öl verwüstete Landschaft. Weder Baum noch Strauch wachsen dort. Bereits 1985 sollte durch den Bau des schon erwähnten Bakuer Klärwerkes die Einleitung ungereinigter Abwässer in das Meeer aufhören. Es nahm zwei Jahre später den Betrieb auf. Doch weil lokale Reinigungsanlagen nicht fertig sind, laufen auch während unseres Besuches noch immer unbehandelte Abwässer in die Bucht. Von 14 Schiffen, die die Erdölabfälle von den Bohrinseln aufsammeln sollen, so lesen wir, ist die Hälfte nicht einsatzbereit. Baukombinate werden angeklagt, die streng verbotene Entnahme von Kies am Ufer des Kaspi fortzusetzen. Die entstandenen Löcher bieten dann anderen Betrieben die bequeme Möglichkeit, beliebigen Abfall loszuwerden.

Die Fülle der Probleme schockiert zunächst. Doch zahlreiche Projekte zur Verbesserung der ökologischen Situation, so heißt es in der Rede des Parteisekretärs, laufen in und um Baku an. Fabriken mit völlig veralteten Produktionsmethoden schlossen ihre Tore. Darunter auch zahlreiche Anlagen der Erdölgewinnung und -verarbeitung. In den nächsten sieben bis acht Jahren sollen 1,5 Milliarden Rubel in ressourcensparende und die Umwelt schonende Technologien investiert werden. Dafür will man auch Angebote ausländischer Partner berücksichtigen.

Auch Zivilcourage ist vonnöten. So warnt unser Gesprächspartner, der Geograph Professor Budagow, in Zeitungsartikeln und Denkschriften davor, mit geplanten Kurorten am Kaspi für Hunderttausende Erholungsuchende neue Umweltprobleme zu schaffen, und schlägt vor, die Heime an ökologisch sinnvollen Orten aufzubauen. Noch findet er nicht genügend Gehör. Doch er gibt nicht auf. Und der Direktor des Instituts für Biologie, Professor Mussajew, beschließt unseren Besuch mit den Worten: „Unsere Gesellschaft ist mitten im Prozeß umzudenken. Alle müssen verstehen, daß ein Überleben der Menschheit im 21. Jahrhundert von der Erhaltung des Friedens ebenso abhängig ist wie vom behutsamen Umgang mit einer uns nur einmal geschenkten Natur."

Zusatzfoto Seite 16/17: W. Kalinin (APN)



Unser Gesprächspartner Professor Budag Budagow vom Bakuer Institut für Geographie plädiert dafür, neue Kurorte am Kaspi nur an geographisch und ökologisch sinnvollen Orten zu errichten.

„Natürlich kann man sich in einer privaten Nische einrichten und das Leben draußen vorüberziehen lassen." Die Frage, warum sich jemand der Friedensarbeit verschrieben hat, scheint Dr. Peter Gerlinghoff akademisch. Wir sitzen in der Westberliner Wohnung des Verlegers und Vorsitzenden des „Arbeitsausschusses für Frieden und Internationale Verständigung". „Zum Lebensplan des einzelnen gehört auch die Verantwortung. Das ist nichts Ungewöhnliches. Rüstung und Naturzerstörung, Konfrontation und Spannung sind Gegebenheiten, mit denen die meisten sich nicht abzufinden vermögen."

Eine internationale Persönlichkeit

Dr. Gerlinghoff war noch sehr jung, als der Ausschuß 1961 ins Leben gerufen wurde. Einer seiner Gründer war der namhafte Regisseur Professor Erich Engel. „Das gab dem Ausschuß ein außerordentliches Gewicht, denn Erich Engel war eine internationale Persönlichkeit. Freund und Gegner nahmen diese wohl erste Friedensorganisation in Westberlin sofort wahr. Die Situation nach dem Bau der Mauer war brisant, zumal der damalige US-Außenminister Hearter die Transitstraßen auch mit Atomwaffen freizukämpfen bereit war." Die Transitwege waren nie gefährdet, und die Androhungen der westlichen Alliierten verstummten. Doch der zynische Ausspruch war Grund genug, den Ständigen Arbeitsausschuß ins Leben zu rufen. Ehemalige Streiter in der Volksbewegung gegen die Atombewaffnung fanden sich zusammen, um den neuen Gefährdungen entgegenzutreten.

„Wir waren in Westberlin nach 1961 in einer besonderen Situation. In der angeheizten antikommunistischen Stimmung war es nicht leicht, das einzig Vernünftige, Lösungen durch friedliche Verhandlungen, zu fordern. Die Anfeindungen seitens des Senats setzten unseren Ausschuß starken Repressionen aus. Unsere politische Autorität wurde jedoch gestärkt, als die Folgejahre uns recht gaben, daß Berlin nicht Konfrontation, sondern Verhandlungen brauchte." Eine der Maßnahmen, die zu den späteren Regelungen führte, war die Passierscheinlösung. 1964 verlas Erich Engel auf einer Pressekonferenz, daß der Ausschuß in kürzester Zeit über 60 000 Unterschriften für die Passierscheinlösung eingebracht hat. Der Ausschuß sorgte mit dafür, daß sich Zugänge öffneten, die die Konfrontationspolitiker lieber geschlossen gesehen hätten, um böse Stimmungen besser gedeihen zu lassen.

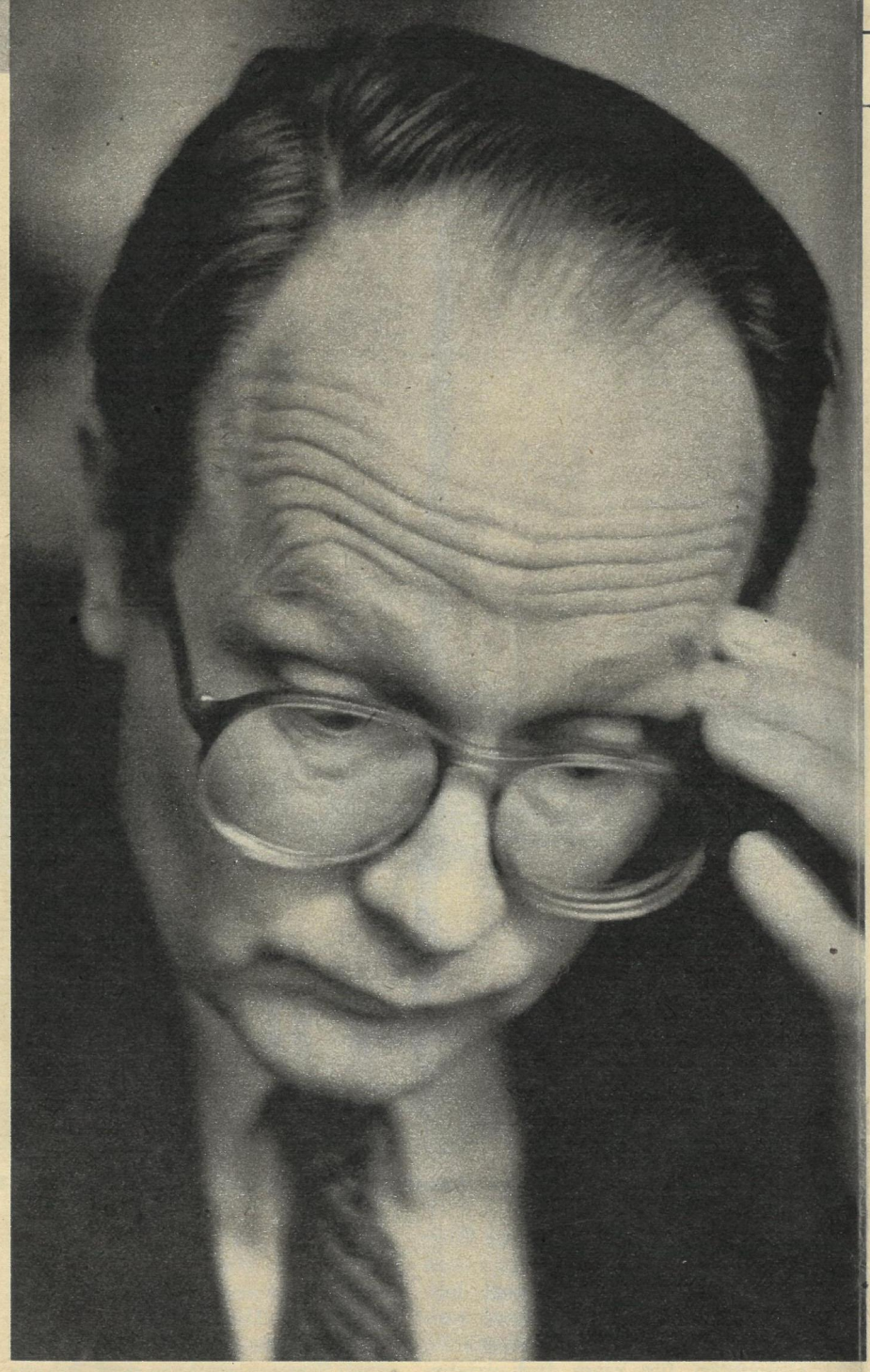
Die Mühen der Ebene

„Wir verstehen uns als Hefe im Teig." Einige Gramm Hefe lassen den Kuchen aufgehen, doch wie vermögen zehn Leute, die im Ständigen Arbeitsausschuß tätig sind, Wirkung herbeizuführen in einer Massenbewegung?

Die sozialen, ökologischen und demokratischen Bewegungen entstanden spontan und mit punktuellen Zielen. Sie verlangten Raketenabzug, Abrüstung, Friedensregelungen und Naturerhaltung ohne Wenn und Aber. Spontaneität bezieht zweifelsohne ihre starken Momente aus der Emotionalität, aus den originellen und kreativen Formen des Aufbegehrens und des Kampfes. „Schwieriger ist es, die ‚Mühen der Ebene' zu bewältigen, wenn keine spektakulären Ereignisse, positiver oder negativer Art, die Bewegung stimulieren." Der Ständige Arbeitsausschuß entzog sich diesen Unwägbarkeiten, die der Spontaneität anhaften. „In unseren Reihen hat jeder sein Betätigungsfeld. Der eine wirkt in der Bewegung der Naturwissenschaftler für den Frieden, eine Mitarbeiterin in der Frauenbewegung, andere arbeiten projektbezogen in den verschiedensten Gruppen. Ich selbst habe die Koordination unserer lokalen und internationalen Formen der Friedensarbeit übernommen", erläutert Dr. Gerlinghoff und macht mir deutlich, was unter „Hefe im Teig" zu verstehen ist. In dieser Funktion hat er auch am Internationalen Treffen für kernwaffenfreie Zonen dieses Jahr in Berlin teilgenommen.

„Zur Stabilität unseres Ausschusses gehört auch, daß wir internationale Beziehungen geknüpft und eine Zusammenarbeit über die Grenzen hinaus gesucht haben. So sind wir der ‚Bewegung für europäische Sicherheit und Zusammenarbeit' mit Sitz in Brüssel angeschlossen, haben die Weltabrüstungskampagne der UNO mitgetragen, schlossen Partnerschaften mit Friedensgruppen auch in der ČSSR, Polen, UdSSR. In dieser Hinsicht waren wir weitsichtiger als manche anderen Friedensgruppen, die der Meinung anhingen, daß Friedenskampf nur gegen die Regierungen stattfinden kann. Die Supermachttheorie, die beiden Großmächten die gleiche mangelnde Abrüstungsbereitschaft zuschob, hinderte die Bewegung, den Bündnispartner im Friedenskampf zu erkennen. Ich meine, daß Hemmnisse gefallen sind, seit die Sowjetunion eine deutliche und aufgeschlossene Außen- und Abrüstungspolitik betreibt und die NATO in Zugzwang bringt." Die von Michail Gorbatschow verkündeten einseitigen Abrüstungsschritte werden diesen Zugzwang verstärken.

Haben die bewegten letzten zwei Jahre, in denen der INF-Vertrag ausgehandelt wurde und weitere wirkliche Rüstungsreduzierungen im Gespräch sind, die Friedensbewegung stimuliert? Dr. Gerlinghoffs Nachdenklichkeit läßt auf einen komplexen Gedankengang schließen. „Die Friedensbewegung im allgemeinen ist im Zeitabschnitt seit Beginn der achtziger Jahre gefestigt hervorgegangen. Heute jedoch stehen wir an einem Wendepunkt, der, so paradox es klingen mag, mit der neuen Phase der Entspannungspolitik zu tun hat. Die ursprünglich kraftvolle Spontaneität ist gedämpfter. Die internationale Lage hat sich zum Besseren gewendet und vielen Menschen die Angst und den Druck genommen. Die beginnende Entspannung hat auch sie entspannt. Ich meine jedoch, daß die Friedensbewegung stabil bleibt und an Dynamik gewinnen wird, weil die Probleme eine Internationalisierung erfahren haben und die neuen demokratischen Bewegungen in die Rolle versetzt sind, die Regierung zu mahnen, diese weltweiten Herausforderungen zu beachten."



Die Friedensbewegung hat mit ihren Protesten am Rande der Tagung des Internationalen Währungsfonds (IWF) und der Weltbank in Westberlin gezeigt, daß Zusammenhänge der Verelendung der Dritten Welt und dem Wirken dieser Institutionen gesehen werden. Sie trat nicht nur für eine gerechte Weltwirtschaftsordnung ein und für die Schuldentilgung bei den armen Ländern, sondern auch gegen Waffenlieferungen und Rüstung in diesen Regionen, die sie in den Abgrund treiben. Armut und Abhängigkeit schaffen auch weltökologische Probleme, wie die Abholzung des tropischen Regenwaldes, des unabdingbaren Weltklimaregulators, beweist. Diese Zusammenhänge sind erkannt und bleiben eine Herausforderung für die demokratischen Bewegungen. „Unser Ausschuß setzt sich dafür ein, daß bei aller Hinwendung auf die europäischen Probleme es nicht zum Eurozentrismus kommt. Die Probleme der Dritten Welt sind auch die unseren. Deshalb setzen wir uns für die Stärkung der UNO ein, dem Forum, auf dem diese Länder ihre gerechten Forderungen erheben."

Der Arbeitsausschuß ist im siebenundzwanzigsten Jahr seines Bestehens. Er hat die Tiefen des kalten Krieges erlebt und stand vor Zerreißproben, weil es in jenen Jahren durchaus Mut erforderte, in einer vom „Kommunismus gesteuerten" Organisation, wie es damals hieß, zu wirken. Unter diesen Bannfluch gerieten alle linken Organisationen.

Die Klischees der Konservativen

„Parteizugehörigkeiten spielten in unserem Ausschuß nie eine Rolle. Der Unvereinbarkeitsbeschluß seitens der SPD, mit ‚kommunistisch gesteuerten' Organisationen zu arbeiten, verschloß willigen SPD-Mitgliedern das Zusammenwirken mit uns. Heute ist dieses Problem erledigt. Auf der internationalen Tagung ‚Menschenrechte – Wege zum gemeinsamen Verständnis' im April dieses Jahres, die wir zusammen mit dem Evangelischen Bildungswerk, der Evangelischen Akademie, der Internationalen Liga für Menschenrechte, der Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste, der Christlichen Friedenskonferenz Berlin und dem Internationalen Komitee für Europäische Sicherheit und Zusammenarbeit ausgerichtet haben, nahmen neben Vertretern aus zwölf europäischen Ländern aus Ost und West, darunter aus der DDR, auch Vertreter der SPD, der SEW, der AL und der Gewerkschaften teil. Diese Zusammenkünfte sind keine Sensation mehr. Der

Mit Dr. Peter Gerlinghoff, dem Vorsitzenden des „Ständigen Arbeitsausschusses für Frieden und Internationale Verständigung" in Berlin (West), sprach FREIE WELT-Mitarbeiter Hans Bergmann.

WIR SIND WIE HEFE IM TEIG

politische Lernprozeß hat alle erfaßt." Wirklich alle? Aus dem Gespräch mit Dr. Peter Gerlinghoff erfahre ich, daß die Versuche, ins konservative Spektrum vorzudringen, sich nicht einfach gestalten. Diese Schichten reagieren immer noch zurückhaltend bis feindselig auf jene neuen Bewegungen, die ja schließlich als außerparlamentarische Aktion gegen die regierenden Parteien ins Leben traten. „Bei vielen Vertretern aus dem konservativen Lager ist das Problembewußtsein in bezug auf die neuen sozialen Bewegungen recht unterentwickelt. Es mangelt ihnen an der Einsicht, daß wir alle in einer ganzheitlichen Welt leben und daß Rüstung, ökologische Versäumnisse und die rücksichtslose Ausbeutung der Dritten Welt auf uns selbst zurückschlagen. Spricht man beispielsweise mit einem CDU-Politiker, so kann man gewärtig sein, daß er erst einmal all die bekannten Platitüden losläßt. Der 17. Juni 1953, Ungarn 1956, Mauerbau, Prag 1968, Afghanistan usw. sind die festsitzenden unreflektierten Eckpunkte. Man darf das Gespräch hier nicht abbrechen lassen, man muß geduldig bleiben. Auch in der Friedensbewegung gab und gibt es noch Ressentiments, doch die Überzeugung, daß trotz ideologischer Unterschiede eine Koalition der Vernunft notwendig geworden ist, wächst in weiten Teilen der Bevölkerung, gerade bei ruhigem Nachdenken."

Das Verhältnis zwischen den Parteien und der Friedensbewegung ist zurückhaltend, es bestehen nach wie vor Vorbehalte gegen eine Zusammenarbeit mit ihnen. „Diese Vorbehalte sind teils aus vergangenen Erfahrungen verständlich, teils unterliegen ihnen Befürchtungen, die auch heute nicht von der Hand zu weisen sind. Erobern sich Parteien, wie friedensfördernd sie sich auch geben, Übergewichte in den Gremien der Friedensbewegung, so besteht die Gefahr, daß Parteienpolitik diese Bewegungen polarisiert, ihnen Organisationsstrukturen aufprägt, die der Autonomie dieser Bewegung schaden. Hier tut sich ein dialektischer Zusammenhang auf. Einerseits sollten parteipolitische Aspekte aus der Friedensbewegung herausgehalten werden, andererseits wächst die Überzeugungskraft dieser Bewegungen, wenn sie Parteien hinter sich weiß. Es liegt im Takt und der Klugheit der Parteien, ihr eigenes Wirken mit der Tätigkeit der sozialen und demokratischen Bewegungen zu verknüpfen, ohne ihnen die Eigenständigkeit zu nehmen. Bewußtheit und Spontaneität gehen eine für beide Seiten nutzbringende Verbindung ein."

Gruppenbild von Betonköpfen

Wie steht es eigentlich um die Macht und Kraft der Friedensbewegung? Ist sie befähigt, die Entscheidungsprozesse der Regierung zu beeinflussen? Dr. Gerlinghoff wehrt ab und meint, Größenwahn dürfe wohl das letzte sein. In den autonomen Bewegungen gab es hier und da Resignation, so nach der Stationierung der Pershing II. Doch diese Niedergeschlagenheit resultierte aus der Überschätzung der eigenen Kraft und aus der verengten Sicht, daß mit der vollzogenen „Nachrüstung" nun nichts mehr zu bestellen sei. Der INF-Vertrag, der schließlich auch ein Erfolg der internationalen Friedensbewegung ist, weist darauf hin, daß die Kontinuität des Kampfes erforderlich bleibt. „Ich glaube, daß jedwede Regierung mit Legitimationsproblemen zu ringen hat, wenn sie den mehrheitlichen Bevölkerungswillen unbeachtet läßt. Daß die überzeugende Mehrheit Frieden und Abrüstung auf die oberste Stelle ihrer Wunschliste gesetzt hat, beweisen alle demoskopischen Umfragen."

Ob das Einschwenken konservativer Politiker auf die Friedens- und Abrüstungsproblematik nur eine Wende ihrer Sprache ist, läßt sich bis in die letzte Einzelheit schwer beurteilen. Dr. Gerlinghoff jedoch vermutet, daß sich im konservativen Regierungslager neben verbalen Äußerungen auch tatsächliche Wandlungsprozesse vollziehen. Sie seien zwar eingelagert im antikommunistischen Denken, jedoch zeichnet sich eine flexiblere Haltung ab, die sich vor dem Gruppenbild unbeweglicher Betonköpfe als durchaus erfreulich darstellt. Auch das seien nicht zuletzt Resultate, die sich die Friedensbewegung auf ihre Fahnen schreiben dürfe. „Die Friedensbewegung hat viel erreicht und kann noch weit mehr erreichen. Da bin ich optimistisch. Allerdings kann sie die politischen Prozesse nicht ersetzen. Das politische System, der Staat, hat seine Eigenständigkeiten. Man kann Druck ausüben, doch die Entscheidungen fallen am Verhandlungstisch zwischen den Staaten. Auf diese wohl allentscheidende Komponente weisen wir vom Ständigen Arbeitsausschuß in unseren Veröffentlichungen hin. Und bei allen Rücksichten, die wir nehmen, sagen wir deutlich, daß die konstruktiveren Vorschläge von der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Staaten gekommen sind."

Im „Informationsdienst", den der Ständige Arbeitsausschuß periodisch herausgibt, finde ich Dokumente in vollem Wortlaut, die in der offiziellen Presse entweder gar nicht oder unzureichend wiedergegeben werden. So das Papier von SPD und SED zum Streit der Ideologien, die Ergebnisse einer gemeinsamen Arbeitsgruppe der SPD und KPdSU zu Fragen der Abrüstung und Sicherheit, die Gemeinsame amerikanisch-sowjetische Erklärung vom 10. Dezember 1987, den Brief Erich Honeckers an Bundeskanzler Helmut Kohl zum Problem kernwaffenfreier Zonen u. .a. m. Es sind nicht die einzigen Veröffentlichungen des Ständigen Ausschusses. „Wir haben zu Beginn der achtziger Jahre namhafte Wissenschaftler – Biologen, Chemiker, Biochemiker, Physiker – daraufhin angesprochen, uns sachlich und detailliert die Folgen eines Atomkrieges darzulegen. Das geschah zu einem Zeitpunkt, als in den USA über führ- und gewinnbare Atomkriege geredet wurde." Zeichnungen und Graphiken sowie eine Sprache, die das Unvorstellbare analytisch und sachlich untersuchen und die Folgen eines Krieges schildern, lassen das Blut gefrieren. Ohne Zweifel ist das eine Methode, der sich auch die internationalen Friedensorganisationen der Ärzte und Naturwissenschaftler bedienen, die den Menschen erregt und in einen heiligen Zorn gegen die todeswütigen Verursacher eines möglichen Untergangs der Menschheit wandelt. Ein ähnliches Dokument über biologische und chemische Kriegführung ist ebenfalls unter die Menschen gebracht worden.

Zwei Welten – zwei Wertsysteme

„Der Handlungsspielraum der Sowjetunion ist in den letzten Jahren gewachsen. Die neue Offenheit und Flexibilität haben zum Abbau von Feindbildern beigetragen, aber auch die Friedensbewegung vor argumentative Probleme gestellt. Nach dem INF-Vertrag waren wir mit den selbstgefälligen Äußerungen unserer Regierung konfrontiert, daß nur die Politik der Stärke und der ‚Nachrüstung' die Sowjets an den Verhandlungstisch gezwungen hätte." Das Dilemma ist mir durchaus bewußt: Die Behauptung, daß die Pershing die Sowjetunion mürbe gemacht habe, ist die Aufwertung einer Rüstung, die Abrüstung erst möglich mache. Hat das Verunsicherung in die Reihen der Friedensbewegung getragen? „Teilweise schon, aber die dem INF-Vertrag nachfolgenden Diskussionen um Kompensation und Modernisierung des atomaren Waffenbestandes waren aussagekräftig genug, um uns nicht irreführen zu lassen. Auf der letzten Wehrkundetagung haben selbst CSU/CDU-Politiker bekannt, daß Kompensation und Modernisierung nie eine Mehrheit in der Bevölkerung fänden. Die NATO steht heute vor der Aufgabe, ein Sicherheitskonzept zu erarbeiten, das eher einen politischen als militärischen Charakter trägt."

Wenn NATO-Politiker behaupten, daß die Gefahr, totgerüstet zu werden, die Sowjetunion bewogen hätte, in Abrüstungsgespräche einzutreten, so wird hier ein Stück Wahrheit hinter arroganter Selbstgefälligkeit verborgen. Dem Kapitalismus ist es zwar gelungen, durch die Nutzung der wissenschaftlich-technischen Revolution ökonomische Kommandohöhen zu erobern, doch die Rüstung zehrt auch an seiner Substanz. Die Minimierung der sozialen Budgets und die immense Staatsverschuldung des Hauptrüsters, der USA, sprechen eine deutliche Sprache.

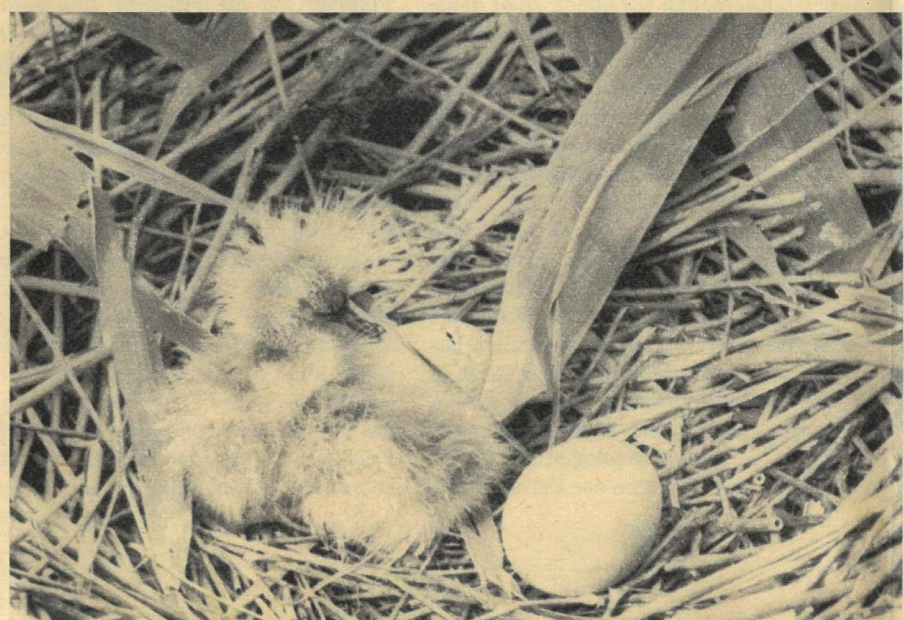
Heute wird viel vom „gemeinsamen Haus" gesprochen, von Möglichkeiten der Zusammenarbeit, von Kooperation in einer ganzheitlichen Welt. Ist es nicht etwas waghalsig, sich die gemeinsame Zukunft auszumalen und dabei die wesentlichen Momente, durch die beide Welten getrennt sind, hintenanzustellen? Das liegt Dr. Gerlinghoff fern. „Die Unterschiede in den Wertsystemen sind unübersehbar. Das heißt jedoch nicht, daß beide Systeme statisch sind. Aus der Entwicklung zur Kooperation werden sich wohl keine Wertkompromisse ergeben, jedoch Korrekturen im Bild von sich selber und im Bild vom anderen." Dann streift Dr. Gerlinghoff ein Detail, das mich aufmerken läßt. „Zum Bild des einen vom anderen gehört auch, daß man die Unverwechselbarkeit des sozialistischen und kapitalistischen Kulturlebens erkennt. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, daß viele Intellektuelle im Westen den Sozialismus immer noch als Alternative empfinden, auch weil die kapitalistischen Ellenbogengesetze den Kunst- und Kulturbetrieb deformieren. Ihnen ist unverständlich, wieso eine nicht geringe Zahl von Geistesschaffenden aus dem Osten das Wahre und Schöne im Westen zu entdecken suchen, obgleich die sozialistischen Werte wie Freiheit, Gerechtigkeit, soziale Gleichheit und Solidarität im Schoße der Arbeiterbewegung entwickelt worden sind. Natürlich hat niemand die Weisheit und das Gute gepachtet, jeder kann vom anderen lernen. Persönlich hoffe ich, daß der Prozeß des west-östlichen Gedankenaustausches auch zur Bekräftigung und Bereicherung des sozialistischen Ideals führt. Angesichts globaler Probleme brauchen wir in Ost und West eine Schärfung der Blicke für die Möglichkeiten, aber auch für die Gefährdungen und Grenzen des Menschen."

Die Sicherung des Friedens hat daher oberste Priorität, erst dann werden andere Probleme bedeutsam. „Wir müssen unsere Ungeduld zeigen, und wir dürfen eine Verlangsamung des Abrüstungsprozesses nicht zulassen. Das muß die Friedensbewegung als ihre Verantwortung begreifen."

Foto: Detlev Steinberg

Reihers Kinderstube

Dobrudscha – Gestrüppwald, Sumpf und Überschwemmungstümpel im Hinterland der Schwarzmeerküste bilden Zufluchtsstätten für seltene Schreitvögel

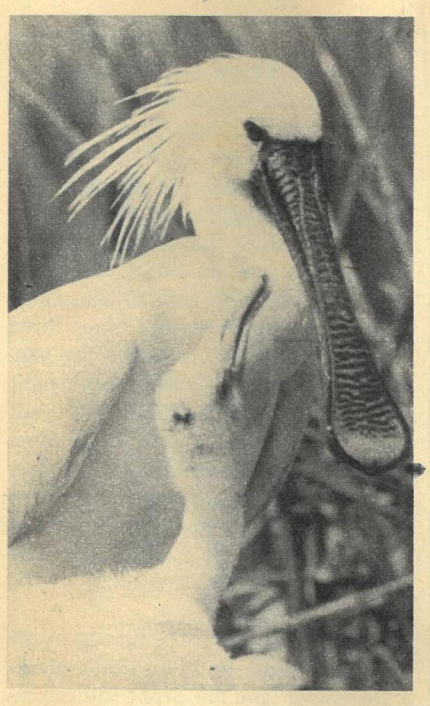


Es ist eine „gemischte“ Nistkolonie hier im Südosten Europas; zierliche Seidenreiher (vor Jahrzehnten wegen ihrer gekräuselten Schmuckfedern verfolgt) brüten neben den scheuen Löfflern, die verwandtschaftlich erstaunlicherweise Afrikas Ibissen nahestehen. Auch die bei uns bekannten Graureiher sowie einige Paare des Purpurreihers haben sich hinzugesellt.

Zunächst aber erblicken wir – meine Frau und ich – nichts als eine Schilfwildnis, über der einzelne Vögel oder ganze Gruppen schweben, um irgendwo im Dickicht zu verschwinden. Bis zu einem halben Meter im Schlamm versinkend müssen wir mit Sack und Pack eine breite „Wassersperre“ überwinden. Danach geht es durch verfilztes Schilf – unglaublich kräftezehrend dieses Vordringen in weitgehend ungewisser Richtung. Immer kürzer werden die Abstände zwischen den Pausen, die wir einlegen müssen. Nach einer Stunde sind wir völlig geschafft. Hohe Schilfkulissen versperren den Ausblick, Wasserblänke zwingen zu zeitraubenden Umwegen, doch bietet uns die freie Sicht auch Gelegenheit für Flugaufnahmen von den vorüberziehenden, herrlich in der Sonne leuchtenden Reiherstaffeln.

An verhältnismäßig trockener Stelle legen wir das Gepäck ab, ich stapfe allein weiter. Nach kurzer Zeit – das erste Nest; ein Seidenreiher kreist darüber, ich erkenne zwei Eier und zwei flauschige Dunenjunge. Noch ein paar Schritte, endlich der ersehnte Anblick: eine große Freifläche inmitten der Schilfwildnis und darin Nest an Nest. Alte, niedergetretene Nistplattformen, dazwischen das durch die Vögel abgeknickte Schilf. Dazu neuerbaute, zumindest ausgebesserte Nester mit Eiern oder Jungvögeln der verschiedensten Altersstufen. Der Lärm, den vornehmlich die älteren Kücken machen, der strenge Geruch, der über allem liegt, setzen mir zu.

So schnell ich kann, trete ich den Rückweg an und bemerke mit Freude, daß die kreisenden Reiher – schon, als sich die ersten Schilfhalme hinter mir schließen – wieder auf ihren Gelegen niedergehen. Innerhalb kürzester Zeit haben wir das vorbereitete Versteckzelt aufgebaut, mit Schilf verblendet und die Aufnahmetechnik installiert. Brütende Hitze macht uns zu schaffen, unsere Kleidungsstücke nehmen keine Feuchtigkeit mehr auf, mitgenommene Trinkflaschen leeren sich zusehens.



Helga verläßt den Beobachtungsplatz – eine Maßnahme, die den Reihern das Verschwinden der Eindringlinge vortäuschen soll. Dieser Trick funktioniert immer, da Vögel ja nicht zählen, das heißt, nicht unterscheiden können, ob einer oder zwei gekommen und wieder gegangen sind…

Als meine Frau erst einige Meter entfernt ist, kehren die Vogeleltern bereits auf ihre Nester zurück. Nun sehe ich die wunderbaren Löffler aus nächster Nähe. Ich vergesse den Apparat, kann mich nicht sattsehen am Erscheinungsbild der Vögel mit dem eigenartig geformten Schnabel; er besteht aus zwei flachen Hälften, die vorn löffelartig verbreitert sind. Damit kann der Besitzer zwar nicht schöpfen, aber nach Entenart allerlei Tierchen aus dem flachen Wasser seihen. Aus geringer Entfernung sind die orangeroten Federn des Kehlkopfs zu erkennen, die sich kontrastreich vom ansonsten weiß-gelblichen Gefieder abheben. Beeindruckend auch die leuchtend rote Iris der Augen sowie die Haubenfedern, die bei Erregung (wenn der Brutpartner zur Ablösung kommt oder im Streitfall mit den Nachbarn) zur stattlichen Krone aufgestellt werden.

Die meisten Löfflerpaare haben bereits Junge. Von den nahegelegenen Lagunen tragen die Eltern unermüdlich Wasserinsekten, Krebstierchen, Mollusken, Kaulquappen, Laich wie auch kleine Fische im Schlund heran. In heftigen Bettelbewegungen tippen die Jungen mit ihren Schnabelstummeln an den „Löffel“ der Elterntiere, bis der sich öffnet und dem gierig streitenden Nachwuchs das Futter bietet.

Die Sonne sinkt. Über dem Beobachten und hastigen Notieren habe ich das Fotografieren beinahe vergessen. Noch einige Aufnahmen, fast schon im Dämmerlicht; dann holt mich die Gefährtin aus dem Versteck wieder ab. Wehmütig scheiden wir nach dem einmaligen Tag vom Reich der weißen Reiher…

Erich Hoyer (Bild und Text)

FREIE WELT - Serie 1

Der kleine Kaiser

Aisin-Gioro Pu Yi kam am 7. Februar 1906 in einem Pekinger Palast zur Welt. Noch nicht drei Jahre alt, wurde der älteste Sohn des Prinzen Tschun von der regierenden allmächtigen Kaiserinwitwe Tsi Hsi zum Adoptivsohn und Erben zweier Kaiser ernannt, seinen Eltern weggenommen und am 13. November 1908 in die Verbotene Stadt gebracht. Wenige Tage später war das Kind zehnter Souverän der Tjing-Dynastie (1644–1911, gegründet vom Geschlecht der Aisin-Gioro des nordostchinesischen Mandschu-Volkes) und letzter Kaiser von China. Als 1911 die Republik ausgerufen wurde, dankte der Sechsjährige ab, führte aber – geschützt durch die „Artikel einer wohlwollenden Behandlung" – weiterhin das weltfremde Leben eines Monarchen. Erst 1924 wurde er verjagt.
FREIE WELT druckt Auszüge aus der im Verlag für fremdsprachige Literatur Peking erschienenen Autobiographie des Pu Yi.

Pu Yi im Alter von zwei Jahren

Am Abend des 13. November 1908 herrschte im Palast des Tschun-Prinzen ein wahres Chaos. Meine Großmutter brach ohnmächtig zusammen, noch bevor sie das Dekret der Kaiserinwitwe, das der neuernannte Prinzregent vom Kaiserhof mitbrachte, zu Ende gehört hatte. Einige alte Leute meines Haushalts haben mir die Szene später beschrieben; ich selbst hatte die Einzelheiten schon lange vergessen. Nach ihren Worten machte meine Amme der ganzen Verwirrung ein Ende, indem sie mir die Brust gab. Dies brachte mich zur Ruhe und meinen Vater nebst dem Großrat zu Verstand: Sie entschieden, daß die Amme mich zum Kaiserpalast tragen und dort erst den Eunuchen übergeben solle, die mich dann in die inneren Gemächer tragen und Tsi Hsi vorstellen würden.

Zwei Tage nach meinem Einzug in die Verbotene Stadt starb Tsi Hsi, und am 2. Dezember fand die Große Inthronisation statt. Durch mein ständiges Schreien habe ich diese Zeremonie tüchtig durcheinandergebracht.

Die feierliche Handlung wurde in der Tai-Ho-Diän (Halle der höchsten Harmonie) vollzogen. Vor ihrem Beginn hatte ich in der Dschung-Ho-Diän (Halle der zentralen Harmonie) die Huldigung durch die Kommandanten der Palastgarde und die Minister des Inneren Hofes, in der Tai-Ho-Diän die Huldigung durch die zivilen und militärischen Würdenträger entgegenzunehmen.

Als man mich schließlich in die Tai-Ho-Diän trug und auf den hohen geräumigen Thron setzte, hielt ich es nicht länger aus. Mein Vater, der zu Füßen des Throns kniete und mich stützte, befahl mir, still zu sitzen. Ich gebärdete mich aber ganz ungestüm und schrie: „Ich bin gar nicht gern hier! Ich will nach Hause!"

Drei Jahre lang machte ich eine jämmerliche Figur als Kaiser, und ebenso jämmerlich dankte ich auch ab.

Mein Leben in der Verbotenen Stadt

Die „Artikel einer wohlwollenden Behandlung" hatten vorgesehen, daß ich vorläufig, ohne genaue Zeitbegrenzung, im Kaiserpalast wohnen bleiben konnte.

In dieser Miniaturwelt hatte ich nun die albernste Jugend zu verleben, bis mich die Soldaten der Nationalarmee 1924 vor die Tür setzten. Ich nenne es albern, weil ich zu einer Zeit, da China bereits zur Republik erklärt worden und die Menschheit schon in das 20. Jahrhundert eingetreten war, immer noch das Leben eines Kaisers führte und den Staub des 19. Jahrhunderts schluckte.

Sooft ich an meine Kindheit denke, füllt sich mein Kopf mit einem gelben Nebeldunst. Die glasierten Dachziegel waren gelb, meine Sänfte war gelb, meine Sesselkissen waren gelb, der Gürtel um meine Hüften war gelb, die Teller und Schüsseln, von denen ich aß und aus denen ich trank, die wattierte Mütze über der Reissuppenschüssel, die Umschläge meiner Bücher, die Vorhänge in meinen Zimmern, die Zügel meines Pferdes… alles war gelb. Diese Farbe, das sogenannte „strahlende Gelb", war ein ausschließliches Privileg des kaiserlichen Hofes und ließ mich von meinen frühesten Jahren an empfinden, daß ich etwas ganz Besonderes war und eine „himmlische" Natur besaß, deren sich sonst niemand rühmen konnte.

Als ich elf geworden war, entschieden die Kaiserlichen Gattinnen*, daß meine Großmutter und Mutter mich besuchen kommen sollten. Diese brachten auch meinen Bruder Pu Djiä und meine älteste Schwester mit, da sie einige Tage mit mir spielen sollten.

„Was spielt ihr zu Hause?"

„Pu Djiä kann Verstecken spielen!" erwiderte mein Bruder, der nur ein Jahr jünger war als ich, respektvoll.

„So, ihr spielt auch Verstecken? Das ist ein feines Spiel!"

Ich war begeistert. Mit den Eunuchen hatte ich es schon oft gespielt, nie aber mit Kindern. Wir begannen das Spiel, und in unserem frohen Eifer verloren meine Geschwister ihre unnatürliche Scheu. Nachdem wir erschöpft auf den Kang geklettert waren, um wieder zu Atem zu kommen, bat ich sie, ein neues Spiel auszudenken. Pu Djiä sann einen Augenblick nach, begann mich dann wortlos anzustarren und verzog sein Gesicht zu einem Grinsen.

„Was grinst du so?" wollte ich wissen. Er grinste weiter.

„Sprich doch, sag's mir!" drängte ich ungeduldig, da ich dachte, daß er bestimmt ein neues Spiel ausgeheckt habe. Zu meiner Überraschung platzte er heraus: „Ich dachte, oh, Pu Djiä dachte, daß Eure Majestät sich von gewöhnlichen Leuten unterscheiden würden! Die Kaiser auf der Bühne tragen immer so lange Bärte…" Bei diesen Worten strich er mit der Hand die Brust hinunter.

Diese Geste war sein Verhängnis. Als er nämlich die Hand hob, bemerkte ich in seinem Ärmel ein Futter von sehr bekannter Farbe. Finster fuhr ich ihn an: „Pu Djiä, darfst du diese Farbe tragen?"

„Aber – ab… aber ist das denn nicht aprikosengelb?"

„Unsinn! Das ist strahlendes Kaisergelb!"

„Jawohl, Majestät! Jawohl, Majestät…!" Pu Djiä wich von mir zurück und stellte sich ehrfurchtsvoll auf, die Hände nach unten hängen lassend. Meine Schwester schlüpfte an seine Seite, stand ebenfalls stramm und war bis zu Tränen erschrocken.

„Es ist strahlendes Gelb. Du hast kein Recht, es zu tragen."

„Jawohl, Majestät!"

Mit diesem „Jawohl, Majestät" wurde mein Bruder wieder zum Untertan.

Für jeden Gartenspaziergang wurde folgende Prozession aufgestellt: an der Spitze marschierte ein Eunuche als Herold, der die Funktion einer Autohupe ausübte – er ging den anderen zwanzig bis dreißig Meter voraus und zischte immerzu „Tschi, tschi…", um jede Person in der Nähe fortzuscheuchen; ihm folgten zwei Obereunuchen, die auf beiden Seiten des Weges wie Krebse vorangingen; hinter ihnen folgte die Hauptgruppe der Prozession, die Kaiserinwitwe und ich; wurde ich in einer Sänfte getragen, schritten zwei jüngere Eunuchen an meiner Seite, um jederzeit meiner Wünsche gewärtig zu sein; ging ich zu Fuß, griffen sie mir als Stützen unter die Arme; hinter mir folgte ein Eunuche mit einem großen seidenen Baldachin, und ihm schloß sich eine große Schar von Eunuchen an, von denen die einen nichts, die anderen aber alle möglichen Utensilien in den Händen trugen – einen Stuhl zur Rast, Kleider zum Wechseln, Regen- und Sonnenschirme; nach diesen Eunuchen zur persönlichen Bedienung des Kaisers kamen die Eunuchen des Kaiserlichen Teebüros mit Schachteln voll mannigfachster Kuchen und Leckereien und, selbstverständlich, mit Krügen voll heißem Wasser und Teeservicen; ihnen schlossen sich die Eunuchen der Kaiserlichen Apotheke an mit Kästen voll von gewöhnlichen Arzneien und solchen für Erste Hilfe, alles an Tragstangen baumelnd. Unter den mitgeführten Medizi-

* verwitwete kaiserliche Nebenfrauen, hier Witwen der Kaiser Tung Dschi und Guang Hsü

nen durften nie fehlen: Tränklein aus Lampendochten-Gras, Astern, Schilfwurzeln, Bambusblättern und Bambushaut; im Sommer wurden unbedingt mitgeführt Betoniepillen für die Regulation des Gefühlslebens, Sechs-Harmonie-Pillen für die Stabilisierung der zentralen Organe, vergoldete Zinnoberpillen zur Kühlung, Pillen aus klebrigem Duftreis, Salbe für Universalzwecke, Arzneien gegen Krämpfe und Pulver gegen ansteckende Krankheiten; zu allen vier Jahreszeiten wurde u. a. das Tränklein der drei Unsterblichen für gute Verdauung mitgeführt.

Den Schluß der Prozessionen bildeten die Eunuchen, die Nachtgeschirre und -stühle nachschleppten.

Was aber bei der übertriebenen Prunkentfaltung den größten Aufwand an Mühen, Geld und Material verschluckte, waren die Mahlzeiten. Für die Kaiserinwitwe Lung Yü gab es gewöhnlich etwa einhundert Hauptgerichte auf sechs Tischen, ein Luxus, den sie von der Kaiserinwitwe Tsi Hsi übernommen hatte. Für mich wurden gegen dreißig aufgetragen. Aber diese Gerichte, die mit soviel Zeremoniell herangeschafft wurden, dienten nur zur Schaustellung. Die Speisen, die ich tatsächlich aß, wurden mir von der Kaiserinwitwe und, nach ihrem Tode, von den Kaiserlichen Gattinnen herübergeschickt. Jede dieser Hoheiten hatte ihre eigene Küche mit ausgezeichneten Köchen, die für jede Mahlzeit zwanzig und mehr wirklich ausgezeichnete Gerichte zubereiteten. Diese Speisen stellte man unmittelbar vor mich hin, während alles, was die Kaiserliche Küche geschickt hatte, in einigem Abstand zur Parade dastand. Nach den Aufstellungen für einen Monat im zweiten Jahre meiner Regierung verzehrten die Kaiserinwitwe Lung Yü, die vier Kaiserlichen Gattinnen und ich monatlich insgesamt 3960 Pfund Fleisch, 388 Hühner und Enten; davon waren 810 Pfund Fleisch und 240 Hühner bzw. Enten für mich, ein vierjähriges Kind.

Genau wie die Speisen in riesigen Mengen zubereitet, aber nicht gegessen wurden, so wurde auch ein großer Bestand von Kleidern geschaffen, die niemals einer trug. Vor mir liegt eine Abrechnung aus einem nicht genauer bezeichneten Jahr, betitelt „Liste des tatsächlich für die neue Bekleidung Seiner Majestät vom 6. Tag des 10. Monats bis zum 5. Tag des 11. Monats verwendeten Materials". Dementsprechend hat man in diesem Monat für mich geschneidert: elf Pelzjacken, sechs pelzgefütterte Unter- und Außenkleider, zwei Pelzwesten, dreißig wattierte Westen und ein paar Beinkleider.

Mütter und Sohn

Ich war als Adoptivsohn der beiden Kaiser Tung Dschi und Guang Hsü in den Kaiserpalast eingezogen und bekam damit alle ihre Gattinnen zu Müttern. Obgleich ich so viele Mütter besaß, habe ich doch keine Mutterliebe erfahren. Die Kaiserinwitwe und die vier anderen Hoheiten sprachen mich mit „Kaiser" an, wie auch meine Eltern und die Großmutter. Jeder andere titulierte mich mit „Eure Majestät". Ich besaß zwar einen gewöhnlichen Ruf- und auch einen Milchnamen**, aber meine Mütter benutzten ihn nie. Ich habe mir von anderen sagen lassen, daß ihr „Milchname" sie stets an ihre Kindheit und die Liebe ihrer Mutter erinnert. Der meinige ist ohne solche Assoziationen. Auch haben mir Leute erzählt, daß sie während ihrer Studienzeit in der Fremde, sooft sie krank wurden, an ihre Mutter zu denken pflegten und an all die Mutterpflege, die sie als kranke Kinder empfangen hatten. Als Erwachsener bin ich oft krank gewesen, aber der Gedanke an die Krankenbesuche seitens der Kaiserlichen Gattinnen hat niemals das geringste Heimweh in mir geweckt.

In meinem sechsten Lebensjahr wählte die Kaiserinwitwe Lung Yü Lehrer für mich und befahl einem Astrologen, einen günstigen Tag für den Anfang meines Studiums zu bestimmen. Meine hauptsächlichsten Unterrichtsbücher waren die 13 Standardwerke der chinesischen Klassik. Daneben beschäftigten mich als zusätzliches Lernmaterial Bücher, in denen meine Vorfahren ihre Grundsätze und Erfahrungen niedergelegt hatten, oder die Geschichten über die Gründung der Tjing-Dynastie enthielten. Von meinem vierzehnten Lebensjahr an stand auch Englisch auf meinem Stundenplan, aber die einzigen Textbücher, die ich neben einem English Reader in die Hand bekam, waren „Alice in Wonderland" und eine englische Übersetzung der klassisch-chinesischen Vier Bücher. Kurz gesagt, von 1911 bis 1922 lernte ich nichts von Mathematik, geschweige denn von Naturwissenschaften. Was mein Vaterland betraf, las ich nur von Ereignissen von der Art „die Blütezeit unter Tung Dschi und Guang Hsü". Meine gesamte Kenntnis vom Ausland erschöpfte sich mit der Reise, die ich mit „Alice" ins „Wonderland" unternommen hatte. Wären meine Lehrer nicht gewillt gewesen, mit mir über Dinge, die nicht in den Textbüchern standen, zu plaudern, und hätte ich mich nicht selbst über die Grenzen der mir vorgeschriebenen Lektüre hinausgewagt, hätte ich nicht einmal gewußt, wo Peking sich, mit dem übrigen China verglichen, befindet oder daß der Reis eine Erdfrucht ist.

In meinem neunten Lebensjahre kam man auf folgende Maßnahme zur Förderung meines Studiums: ich erhielt einige Schulkameraden. Die drei Empfänger dieser Ehren waren mein Bruder Pu Djiä, Yü Tschung (Sohn meines Vetters Pu Lun) und Pu Djia (Sohn meines Onkels Dsai Tao). Meine Klassenkameraden genossen obendrein noch eine andere Ehrung: nämlich, daß sie im Klassenzimmer an Stelle des Kaisers getadelt wurden. Machte ich nämlich einen Fehler beim Lesen, mußte einer der Kameraden dafür herhalten.

Eunuchen

Ohne auch von den Eunuchen zu sprechen, wäre der Bericht über meine Jugend unvollständig. Sie bedienten mich beim Essen, An- und Auskleiden und selbst, wenn ich schlief; sie begleiteten mich auf meinen Spaziergängen und zum Unterricht; von ihnen ließ ich mir

** im Familienkreis gebräuchlicher Ruf- und Kosename

Die Amme Frau Wang

Geschichten erzählen, während ich sie mit Belohnungen und Schlägen bedachte. Zu bestimmten Zeiten brauchte niemand anders vom Hofe vor mir zu erscheinen, die Eunuchen aber verließen mich nie. Sie waren die hauptsächlichsten Kameraden meiner Jugend, meine Sklaven und ersten Lehrer.

Wie es heißt, waren sie am zahlreichsten während der Mingzeit (1368–1644), wo sie eine Stärke von 100 000 erreichten; obgleich die Tjing-Dynastie ihre Zahl und Funktionen beschränkte, so waren doch unter der Kaiserinwitwe Tsi Hsi noch über 3000 im Dienst. Die meisten Eunuchen flohen nach der Revolution von 1911.

In dem Tagebuch, das mein Lehrer Liang Ding-fen über meine Handlungen und Äußerungen führte, steht unter dem 21. Februar 1913: „Seine Majestät schlägt häufig die Eunuchen; kürzlich hat er siebzehn von ihnen für geringe Versehen prügeln lassen. Sein Untertan Tschen Bao-schen und andere haben ihre Mißbilligung geäußert, aber Seine Majestät nahm ihre Ermahnung nicht an."

Das beweist, daß in meinem zehnten Lebensjahr bereits das Prügeln der Eunuchen zu meiner täglichen Routine gehörte. Meine Grausamkeit und mein Autoritätsdünkel waren schon derart stark ausgebildet, daß Ermahnungen keine Wirkung mehr hatten.

Meine Amme war die einzige Person, die mir je gesagt hat, daß andere Leute genauso Menschen waren wie ich selbst.

Ich bin an der Brust meiner Amme groß geworden, ihre Milch nährte mich bis in mein achtes Jahr, neun Jahre lang war ich mit ihr, wie ein anderes Kind mit seiner Mutter, untrennbar verbunden. Dann sandten sie die Kaisergattinnen plötzlich ohne mein Wissen fort. Ohne Bedenken hätte ich sie an Stelle all meiner vier Mütter im Kaiserpalast bei mir behalten; aber wie sehr ich auch heulte, man gab sie mir nicht zurück. Heute weiß ich, daß ich niemand mehr in meiner Umgebung besaß, der wahrhaft das Menschentum verstand, nachdem meine Amme von mir gegangen war. Und das Wenige an humanem Denken, das sie mir bis zu meinem neunten Lebensjahr eingeflößt hatte, ging mir nachher langsam wieder verloren.

Im dritten Jahr, in dem sie mir als Milchamme diente, starb ihre Tochter an Unterernährung. Um nur die Qualität ihrer Milch nicht zu beeinträchtigen, hatte ihr meine Familie diese Nachricht verschwiegen.

Reginald Johnston

Ausländer sah ich zum erstenmal bei dem letzten Empfang, den die Kaiserinwitwe Lung Yü für die Gattinnen der ausländischen Botschafter gab. Ihre eigenartigen Kostüme sowie die Vielfarbigkeit ihrer Haare und Augen wirkten häßlich und angsterregend auf mich. Als man mir jedoch in meinem vierzehnten Lebensjahr mitteilte, daß ich einen Ausländer zum Lehrer bekommen sollte, war ich voller Neugier und Unruhe.

Am 4. März 1919 stellten mein Vater und meine Lehrer mir im Yütjing-Palast Herrn Reginald Fleming Johnston vor.

Er lehrte mich nicht nur die englische Sprache; oder besser gesagt, in seinen Augen war es minder wichtig, mir das englische Idiom beizubringen, als mich anzuleiten, den englischen Gentlemen, von denen er sprach, gleichzuwerden. Als Fünfzehnjähriger beschloß ich, mich so zu kleiden wie er, und schickte einige Eunuchen aus, mir einen großen Bestand an europäischen Anzügen anzuschaffen. Ich zog mir eine Garnitur davon an, die mir nicht im geringsten paßte, und ich muß mit meiner Krawatte, die mir außerhalb des Hemdkragens wie ein Henkerseil um den Nacken hing, ein sonderbares Bild geboten haben. Als ich so ausstaffiert das Unterrichtszimmer betrat, erzitterte Johnston bei meinem Anblick vor Zorn und befahl mir, zurückzugehen und die Sachen sofort abzulegen. Am nächsten Tage brachte er einen Schneider mit, der mir das Maß nehmen und Kleider machen mußte, die jedem englischen Gentleman Ehre gemacht haben würden.

Die einzige Bemerkung Johnstons, die chinesischen Zöpfe seien Schweineschwänze, genügte, daß ich den meinen abschneiden ließ.

★

Dieses Leben dauerte bis zum 5. November 1924; an diesem Tage trieb mich die Nationalarmee des Generals Feng Yühsiang aus der Verbotenen Stadt hinaus.

So sagte ich denn: „Ich hatte schon längst den Gedanken, auf jene Artikel einer wohlwollenden Behandlung zu verzichten. Sie jetzt annulliert zu sehen, entspricht ganz meinen Absichten. Deshalb stimme ich voll und ganz ihren Worten zu. Als Kaiser genoß ich keineswegs Freiheit, jetzt aber bin ich endlich frei geworden." Mein letzter Satz war tatsächlich nicht ganz so unwahr; ich war all der Einschränkungen und Hemmnisse müde, womit die Prinzen und Würdenträger mich eingeengt hatten. Ich wollte „Freiheit", ich wollte frei sein, mein Ideal nach meinen eigenen Vorstellungen zu verwirklichen – aufs neue den „Thron" einzunehmen, den ich eben verloren hatte.

Deutsch von P. Hüngsberg.
Fotos: Archiv

Im nächsten Heft:

Der Marionettenkaiser

Wieder bei Marx

Mitbegründer der neuen Partei: Karl Lieb

Wieder bei Marx: „eine Partei", sagte Karl Liebknecht am Tag ihrer Gründung, „die im Gegensatz zu den scheinsozialistischen Parteien steht, ... die das Wort Sozialismus mißbrauchen, um die Massen zu verwirren und den herrschenden Klassen in die Hände zu arbeiten, eine Partei, die entschlossen und rücksichtslos die Interessen des Proletariats vertritt..."
Wieder bei Marx: eine Partei also, eine kommunistische, die sich befreit hat von den letzten Fesseln, die sie noch an die alte Sozialdemokratie banden, deren Wortführer vor und nach dem 9. November 1918 im Sumpf der Kompromisse mit den herrschenden Mächten steckten, Eberts „Kaisersozialisten" bis zum Hals, die „Unabhängigen" wenigstens bis zum Gürtel. Die Kommunistische Partei dagegen, geboren am Jahreswechsel von 1918 zu 1919, also mitten in der Revolution, war entschlossen, die herrschende Klasse zu stürzen.
Wieder bei Marx: das weckte die Verleumder, dann auch die Mörder. Man hat die Kommunisten als blinde Nachahmer der russischen Revolution verschrien. Man hat, damals und später, versucht, Gegensätze zwischen ihnen und den Bolschewiki zu entdecken, und wenn sich nichts fand, auch zu erfinden. In völlig unterschiedlicher Lage, beide ständig auf der Suche nach gangbaren Wegen, konnte von Nachahmung schwerlich die Rede sein. Gab es tatsächlich Meinungsdifferenzen im einzelnen, so berührten sie nicht das Grundsätzliche. Hugo Eberlein hat sechs Jahre später eine Szene am Rande des Parteitags beschrieben: „Ich saß neben Rosa Luxemburg, und sie sprach" – während der Rede Karl Radeks – „mit warmen Worten von Lenin, von ihrer alten Freundschaft zu ihm und äußerte den Wunsch, in der Diskussion selbst über Lenin und die russische Revolution zu sprechen..., durch die Umstellung der Tagesordnung fiel aber diese Rede aus. Schade, daß diese Rede nicht gehalten wurde; die, die später versuchten, einen Gegensatz zwischen ihr und Lenin in der russischen Revolution zu konstruieren, ihnen wären sicher alle Argumente aus der Hand geschlagen."
Wieder bei Marx: das hieß für die Kommunisten, auch die Oktoberrevolution zu verteidigen. Mit Worten und, wo immer möglich, mit Taten. So war es damals, so ist es geblieben.

Jürgen Jessel

„... heute erleben wir den Moment, wo wir sagen können: Wir sind wieder bei Marx ..."

Rosa Luxemburg auf dem Gründungsparteitag der KPD

„Das, was wir jetzt in Rußland verwirklichen, das ist nichts anderes als die große unverfälschte Lehre des deutschen Kommunismus, den Marx vor der Arbeiterklasse der ganzen Welt vertrat ... Wenn Ihr beschimpft werdet als Agenten des bolschewistischen Rußland, so sind wir gemeinsame Agenten einer großen Sache ..."

Karl Radek, Vertreter Sowjetrußlands, auf dem Gründungsparteitag der KPD

Nr. 45 — Jahrgang 191

Die

Zentralorgan

Redaktion: Berlin SW 48, Wilhelmstr. 1
Fürst 3.134 u. 3385. Expedition: Berl
straße 217 a. Fernspr.: Amt Lützow 5785.
Möckernstr. 144, Erdgeschoß (am Anha

Konstituie

Die Ebert-Regierung für Krie

Breslau, 30 Dezember. In der heut
tralvollzugsausschusses für Schlesien
angenommen wurden, die
sind. Ihr Zweck war die
sozialisten. Mit der Beitr
einen scharfen Keil in die
renz von Gotha, die Kon
traale hat den Eindruck, daß
Schaden gewesen ist, solang
prinzipiellen Klarheit nicht
Tätigkeit immer in erster Li
eingestellt. Sie hat großen
Urteil und die Aktivität de
Die Konferenz beschlo
Getkin, die treuen Berater
des von seiner Entstehung
fenden.

Die Krise

Das Referat [illegible]
gab einen Rückblick auf die

Lesenswertes zu unserem Beitrag: Protokoll des Gründungsparteitages der Kommunistischen Partei Deutschlands. Berlin 1972.

Fotos: Archiv. Faksimile aus: Die Novemberrevolution 1918/19 und die Gründung der Kommunistischen Partei Deutschlands. Eine Dokumentation in Faksimile-Drucken. Hrsg. v. Museum für Deutsche Geschichte, Berlin.

Liebknecht und Rosa Luxemburg

4

ZEUGENVERNEHMUNG

Eine FREIE WELT-Serie: zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände – Dokumente, Erinnerungen, Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918 bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949

Am 31. Dezember 1918 berichtete die „Rote Fahne" von der Reichskonferenz des Spartakusbundes, die zur Gründung der Kommunistischen Partei Deutschlands führte.

1918 Dienstag, 31. Dezember 1918 Preis 10 Pfg.

e Rote Fahne

n der Kommunistischen Partei Deutschlands (Spartakusbund)

Nr. 114 II. Fernspr.: Amt Berlin SW 68, Friedrich- 35. Nacht-Auslieferung: Anhalter Bahnhof).

Schriftleitung: Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg

Abonnementspreis für Inland monatlich 1.50 M. Ausland monatlich 3.00 M. Anzeigenpreis: die 7gespaltene Nonpareille-Zeile 75 Pf. Kleine Anzeigen: Ueberschriftswort 30 Pf., jedes weitere Wort 15 Pf.

ierung der Kommunistischen Partei.

rieg gegen Polen.

heutigen Sitzung des ...

... Ein wichtiger ahrskonferenz 1916, in der die Leitsätze die in der Juniusbroschüre abgedruckt ie scharfe Scheidung von den Mehrheits- Beitragssperre trieb der Spartakusbund ie alte Partei. Weiter kam die Konfe- Konstituierung der U. S. P. Die Zen- daß diese Arbeitsgemeinschaft nicht von lange sie gedauert hat, daß sie unserer cht geschadet hat. Die Zentrale hat ihre r Linie auf die Wirkung auf die Massen oßen Einfluß auf die Stimmung, das t der Masse ausgeübt.

schloß, an die Genossen Mehring und ter und Vorkämpfer des Spartakusbun- ung ab, Begrüßungstelegramme zu

ise in der U. S. P.

... erstattete Genosse Liebknecht. Er die Entstehung der U. S. P. Sie ist ...

Der Berliner Soldat...

... Einbildung der gegen- revolutionären Mächte, die den Untergrund des 6. wie des 24. Dezember bilden. Auch die Blutschuld dafür fällt mit auf ihr Haupt. Sie haben nichts gewußt. Sie mußten wissen, wessen die Ebert-Scheidemann fähig waren. Sie trugen die Verantwortung, so lange sie in der Regierung waren. Wir wollten das Urteil der Mitglieder der U. S. P. über die kompromittierten Führer provozieren. Sowohl diese Forderung der revolutionären Obleute, wie unser Ultimatum vom 22. Dezember, das einen Parteitag forderte, wurden abgelehnt.

Damit sind wir vor eine Lage gestellt, in der es gilt, eine klare Entscheidung zu treffen.

Jetzt ist die Frage, ob durch den Regierungsaustritt Haases usw. eine neue Lage geschaffen ist. Die „Freiheit" bringt die Sache heute unter der charakteristischen Ueberschrift: „Herausgedrängt." Sie wären also gern im Kabinett geblieben. Dies Verhalten beweist, daß sie heute noch genau dieselben sind, wie früher. Ihre Prinzipienlosigkeit und Aktionsunfähigkeit ist bestimmt durch ihre Zusammensetzung und ihre Vergangenheit; das Urteil darüber ist nicht abhängig von einem einzelnen politischen Akt: der Zersetzungsprozeß der U. S. P. schreitet auch in den Massen fort. Die Mitglied- ...

... das mit dem Abschluß des Weltkrieges dem Zerfall geweiht ist.

Jetzt hat die Stunde geschlagen, in der alle proletarisch-revolutionären Elemente der U. S. P. den Rücken kehren müssen, um eine neue selbständige Partei mit klarem Programm, festem Ziel, einheitlicher Taktik, höchster revolutionärer Entschlossenheit und Tatkraft zu schaffen, als ein starkes Instrument zur Durchführung der beginnenden sozialen Revolution.

Indem die Reichskonferenz des Spartakusbundes das kämpfende Proletariat aller Länder brüderlich begrüßt und zur gemeinsamen Tat der Weltrevolution aufruft, beschließt sie:

Unter Lösung seiner organisatorischen Beziehungen zur U. S. P. konstituiert sich der Spartakusbund als selbständige politische Partei unter dem Namen:

Kommunistische Partei Deutschlands (Spartakusbund).

Von einer Debatte wurde auf Beschluß der Versammlung abgesehen, da die Sitzung vom Tag zuvor ausreichende Gelegenheit dazu geboten hatte.

Heckert (Chemnitz) beantragt für die Partei den Namen: „Kommunistische Partei Deutschlands (Spartakusbund)". Der Antrag wird mit großer Mehrheit angenommen.

Darauf begrüßte die Versammlung mit lebhaftester Freude das Mitglied der russischen Räte-Republik Karl Radek, einen der sechs Abgesandten der russischen Regierung an die deutschen revolutionären Arbeiter

Erlebte und erfahrene Zeit, das ist das Antlitz eines Menschen. Was drückt es, betrachtet man es genau, nicht alles aus? Spiegel des Charakters, der Jahre, des Lebens. Keine Spur, keine Linie, kein Schatten ohne eigene Geschichte. In loser Folge zeigt FW Gesichter, die in der neununddreißigjährigen Entwicklung der DDR nachhaltig das Gesicht unserer sozialistischen Nationalkultur mitprägten und mitprägen.

Eduard Fischer

Man trifft ihn meist im Atelier. Er schiebt die Brille über die Brauen und fragt, das klingt böhmisch gefärbt, „trinkts ihr nu schwachen Kaffee oder lieber dünnen Tee?“ Wir sitzen zwischen Gipsköpfen und Masken – mancher Bekannte darunter – und in der Ecke steht das braune behaarte Biest. Volkmar Kleinerts Kostüm im Film „Die Schöne und das Tier“. Tiere, ob Esel, Krokodil, Drachen, Elefanten oder Lindwurm, vom rupfbaren Huhn der „Mutter Courage“, der augenklimpernden Kuh in O'Caseys „Purpurstaub“ bis hin zu den störrischen Ochsen „Giustinos“ in der Komischen Oper und zu den derzeit in „Traumvision“ des Friedrichstadtpalastes tanzenden Gorillas. Sie und noch viel mehr fabelhafte Wesen aus seiner unerschöpflichen Phantasie, begründen Eduard Fischers weltweiten Ruf als Meister der Theaterplastik. Seit vierzig Jahren macht er DDR-Theatergeschichte in dem Beruf, den er einst selbst erfunden hat.

Dabei ist alles, was er macht, gefälscht, kaschiert – aus Stoff oder Pappe, Gips, Leder, Gummi, leicht und beweglich muß es sein. Bühnenwahrheit bedeutet kein naturalistisches Abbilden, sie entsteht durch Nachempfinden, Verdeutlichen mit Mitteln der Kunst, auch Kostümplastiken sind keine Staffage. Eine Kuh kann schreckliches Unheil anrichten, wenn sich ihre dramaturgische Funktion nicht aus dem Text ergibt, die Kuh als Kostüm muß sich ihren „Lacher“ erspielen wie der Schauspieler. Hinter dem Zauber seiner liebenswerten Geschöpfe verbirgt sich harte Arbeit: Wissen um traditionelle Theatertechnik, hohes handwerkliches Können, genaue Kenntnis der Anatomie, feinfühliges Erfassen von Absicht und Stil einer jeden Inszenierung, um zu Bewegungsabläufen zu kommen, neue Ausdrucksformen zu finden.

Das gelernt, meint er lächelnd nicht ohne Stolz, hab' ich alles bei mir selbst! Wirklich und wahrhaftig, Eddi Fischer ist Autodidakt, saß niemals auf einer Kunsthochschulbank. 1916 im böhmischen Chiesch geboren, fiel die Zeit seiner Träume – er wollte Maler werden – mit der ersten Nachkriegszeit dieses Jahrhunderts und der Wirtschaftskrise zusammen. Die Pleite des väterlichen Geschäfts zwang Fischers Sohn was Praktisches, Sattler, Polsterer, Dekorateur und Innenausstatter zu lernen. Dann kam die faschistische Okkupation der Tschechoslowakei, der Krieg, bei dessen Ende er schon neunundzwanzig war, die besten Jahre seiner Jugend als Soldat verloren hatte. Damals schwor er sich, nur in einem friedenliebenden Land leben und arbeiten zu wollen, und es verschlug ihn ins thüringische Meiningen. Da spielte 1945 das Theater schon, da lockte vor allem eine Lebensmittelkarte, dennoch war seine kühne Bewerbung als bühnentechnischer Assistent als Zwischenspiel geplant. Fischer kaschierte – „auch meine Unsicherheit, ich verbot mir sogar das Lächeln“ – tischlerte, malerte, lernte das „Kleine Abc“ seines Handwerks und avancierte zum Theatermeister. Begriff auch das „Große Abc“ der Politik, wurde Mitglied der SED.

Es stand nun fest, daß er dem Theater treu bleiben würde, „Erfolg war mehr wert als Geld“, was nicht hieß, nicht neugierig hinter andere Kulissen zu gucken. Schwerins kleine Maxim-Gorki-Bühne spielte 1950 großes Theater, war eng der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft verbunden und auch der Dramatik dieses Landes. Als Intendant Wolfgang E. Struck Samuil Marschaks „Tierhäuschen“ inszenierte, schuf Eduard Fischer sieben Tierkostüme. Seine ersten! Sternenstunde oder das Finden eines Talents…

Brechts Gespür für geniale Mitarbeiter führte alsbald auf Fischers Fährte, er fackelte nicht, verpflichtete ihn 1951 ans Berliner Ensemble, richtete dem besessenen Tüftler eine Werkstatt her und nahm „seinen Eddi“ in harte Schule. „Fischer, es kommt auf das kleinste Bißchen drauf an…!“ Eine schöne schwere Zeit, erinnert der sich.

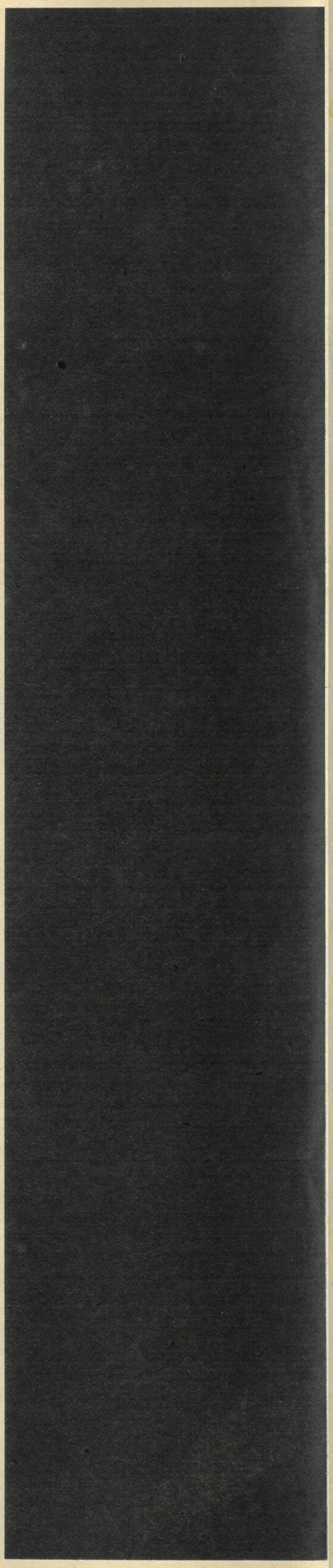
Felsenstein bewunderte jede seiner Schöpfungen als Kunstwerk, namhafte Regisseure – Erich Engel, Benno Besson, Wolfgang Heinz und berühmte Bühnenbildner – Karl v. Appen, Heinrich Kilger, Horst Sagert haben mit ihm, durch ihn Entdeckungen gemacht. Fischers dreiköpfiger, rauchspeiender Drache, elf Meter Flügelspanne und im Innern von nur drei Leuten bewegt, dieser „Drache“ in Bessons legendärer Inszenierung des gleichnamigen Märchens von Jewgeni Schwarz am Deutschen Theater Berlin ging in die Geschichte ein, verhalf dem Künstler aus der DDR zu erstem internationalen Ansehen. Auf Bühnen in Finnland, Schweden, Holland, Dänemark, den USA und der BRD treiben inzwischen ähnliche, „jedes Stück ist ein Original“, Spezies ihr Spiel. 16 Meter mißt das Seeungeheuer in der Wiener Aufführung von „Giustino“, bedient von fünf Mann… eine Ingenieursarbeit!

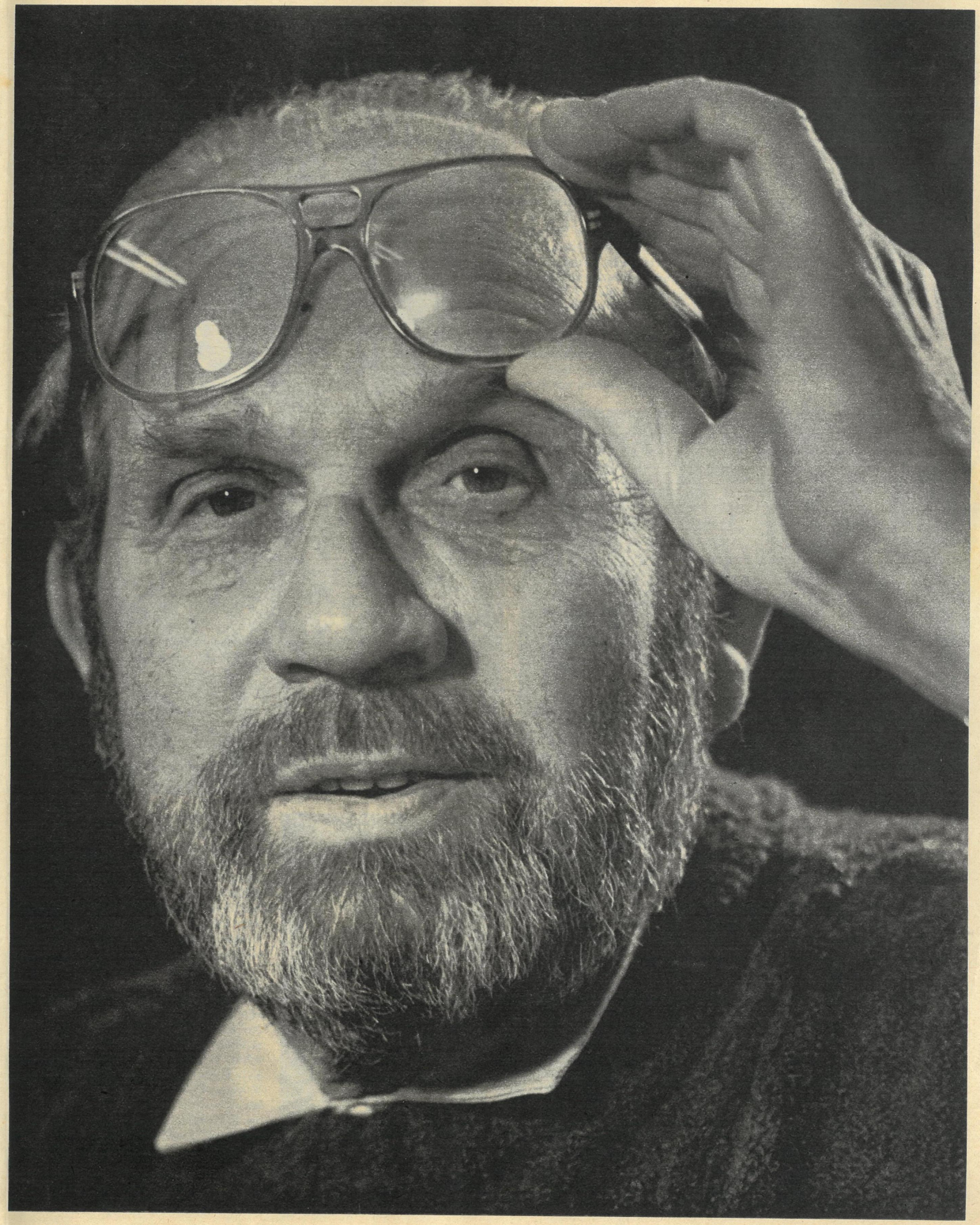
Wie es drinnen aussieht, geht jeden was an – seit Jahrzehnten bildet der heute Zweiundsiebzigjährige Junge zum Nachwuchs für seine seltene Zunft aus und arbeitet seit vier Jahren an einer einzigartigen Dokumentation. 120 seiner Kostümplastiken hat er in allen Stadien ihrer Entstehung auf 1400 Fotos festgehalten, mit Entwürfen, technischen Zeichnungen, exakten Beschreibungen und Kommentaren zum Stück versehen. Sagt's so jetzt den Seinen, „es kommt auf das kleinste Bißchen drauf an.“

Fischer ist und bleibt ein vitaler Theatermann, schiebt schmunzelnd die Brille über die Brauen, „den Zentner Gips trag' ich denen noch auf einem Arm“, und ein streitbarer dazu, „in Diskussionen kaschier' ich nichts!“

Als er uns am Ende durch die Werkstatt führt, liegt zwischen allerlei Getier eine meisterhaft gemachte Katze, man könnte meinen, sie sei echt. Oh Wunder, d i e ist es.

Ursula Weil (Text)
Alfred Paszkowiak (Foto)

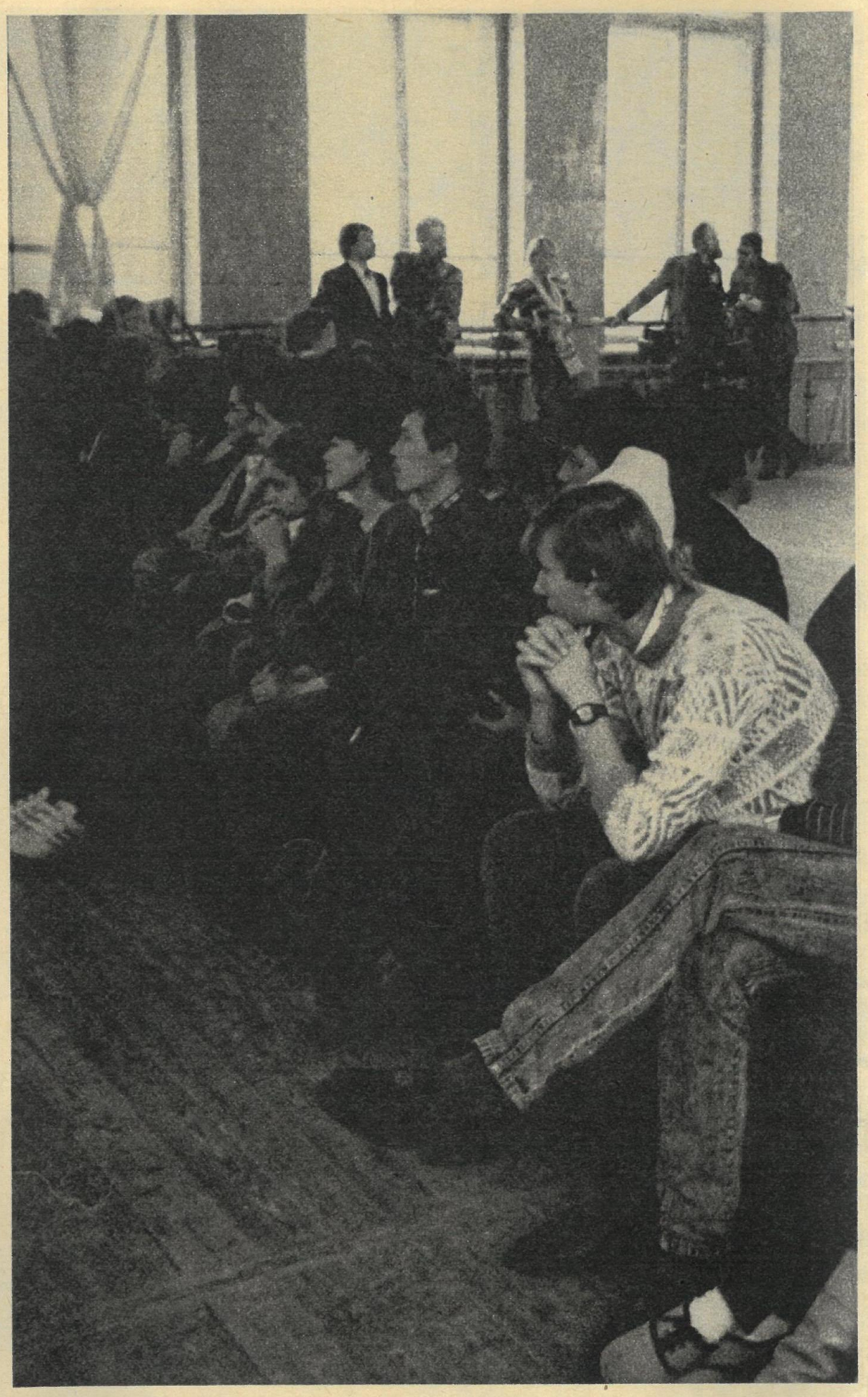


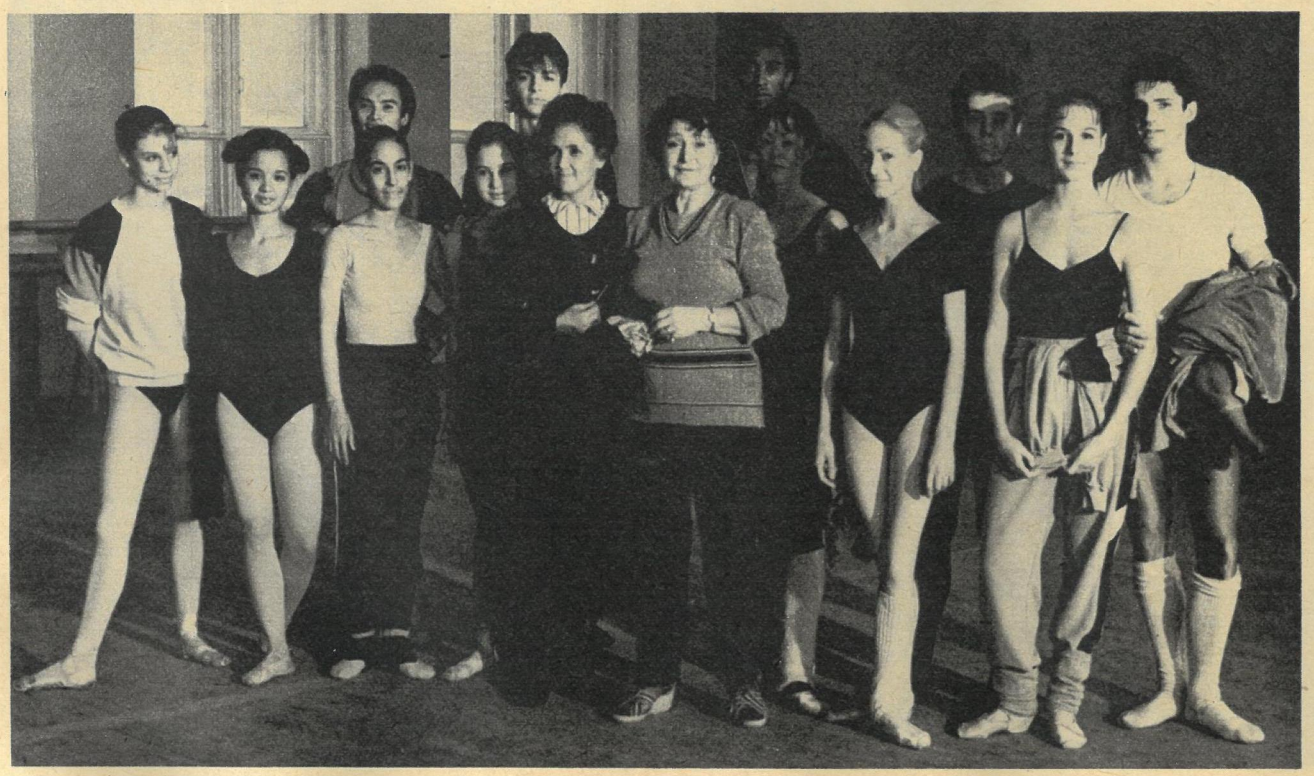


Da capo

„Nein, bitte – das Ganze noch einmal!“ Ljudmila Sacharowa, seit über dreißig Jahren an der Permer Ballettschule und heute deren künstlerische Leiterin, weist die Teilnehmer ihrer „offenen Stunde“ unerbittlich zurück an die Stange. Sie ist nicht ganz zufrieden, die Tempi stimmten nicht, und das Öffnen der Hände („daran erkenne ich genau die Schule, die ein Tänzer besucht hat…“) scheint ihr auch noch verbesserungsbedürftig.

An diesem Dezembertag hat sie nicht ihre Klasse im Trainingssaal. Die da nachgerade brav und bescheiden in Grundposition vor dem





die ganze Stirnseite des Trainingssaales einnehmenden Spiegel ihrer Weisungen harren, machen bereits eine gute Figur auf den Bühnen vieler Länder (Foto links: Ljudmila Sacharowa – Mitte rechts – mit ihren Eleven auf Zeit).

Nun waren sie also in Perm. Immerhin noch in Europa, wenn auch nicht mehr sehr: 150 Kilometer östlich der uralischen Metropole beginnt Asien. Hierher kamen die jungen Vertreter der Ballettkunst von Kuba bis zur Mongolei, gerufen durch das erste „Festival der schöpferischen Jugend sozialistischer Länder“. Getroffen hatten sich Hunderte junger Künstler in Moskau. Für ein paar Tage mischten sich die Künste – Musik, Theater, Film, bildende Kunst, Architektur, Tanz, Unterhaltung, Artistik –, um sich dann, wieder säuberlich getrennt, auf verschiedene Städte der Sowjetunion zu verteilen.

Warum die Tänzer gerade nach Perm reisten? Die hiesige Ballett-

schule hat sich, seit im zweiten Weltkrieg das Leningrader Kirowtheater nebst der berühmten Waganowa-Ballettschule nach Perm evakuiert wurde, unter den Fachleuten einen guten Namen als Zentrum klassischer Ballettausbildung erworben. Hervorragende Solisten der großen Moskauer und Leningrader Häuser – Nadeshda Pawlowa vom Bolschoi beispielsweise – waren hier Eleven. Fast könnte man denken, Permer Absolventen hätten Abonnements aufs Siegertreppchen großer internationaler Wettbewerbe, und das beispielhafte Niveau des jungen, energiegeladenen Ballettensembles am Permer Opernhaus ist schon längst kein Geheimtip mehr. So lag es also nahe, den verheißungsvollen Tänzernachwuchs gerade hierher zu entsenden, zu zeigen, was er kann, und zu sehen, was die anderen können.

Sie kamen aus Vietnam und Ungarn, der DDR und Korea, aus Kuba und der Mongolischen Volksrepublik. Allen gemeinsam: die Verpflichtung zum klassischen Ballett als dem Ausgangspunkt gestalterischer Vielfalt, verschiedener Stile und Ausdrucksmittel. Der klassische Tanz – hier zeigte er sich aufregend verjüngungsfähig, interessant, überraschend lebensnah! Ob es nicht gerade den jungen Leuten zu danken ist, die sich mit Leidenschaft, fern von jeglichem sterilen Akademismus, in den Dienst des Pas de deux stellten?

Klassisches Ballett in der Sowjetunion zu tanzen, dort, wo es seine Hohe Schule hat, ist immer wie eine Prüfung. Seine Methode wird in aller Welt auf gleiche Weise gelehrt und erlernt, in Berlin und Hanoi wie in Moskau. Die mongolische Teilnehmerin des Festivals hat ihre Ausbildung in Perm erhalten, die Hanoier Ballettschule wurde von einem Absolventen der Moskauer GITIS aufgebaut. Klassik bleibt Klassik, trotzdem waren beim Festival – wenn auch unwägbare – traditionelle nationale Einflüsse zu spüren. „Schwanensee" auf mongolisch ist ein bißchen anders.

Jede noch so perfekte Schule braucht Berührungen mit Neuem, um nicht in schöner klassischer Pose zu erstarren. Von Gastgebern, Teilnehmern und Publikum sehr freundlich aufgenommen wurde deshalb, was drei Eleven der Staatlichen Ballettschule Berlin – Kerstin Matthäi, Adrienne Bach und Michael Rissmann – zeigten. „2:1", eine eigens für Perm geschaffene moderne Choreographie. Denn Jazzdance wird in Berlin gelehrt, in Perm noch nicht. Dafür konnten alle Ausländer vom täglichen klassischen Training mit den Damen und Herren des Permer Ballettensembles profitieren.

„Uns hat das Festival eine Menge gegeben", sagt Sibylle Schmidt (Foto links oben mit ihrem Partner Jörg Simon), Solotänzerin am Leipziger Opernhaus. „Vor allem hat es uns ermutigt, in unserer Arbeit weiter nach höchsten Ansprüchen zu streben. Es hat sich viel an Vergleichsmöglichkeiten und Erfahrungsaustausch geboten. Begegnungen mit einem sehr informierten und interessierten Publikum."

Natürlich, in den Kinderschuhen steckt er noch, der Neuling der internationalen Festivalszene. Künftig sollte der Werkstattcharakter eines Nachwuchsfestivals stärker zur Geltung kommen. Schließlich bewegen die Ballerinen der internationalen Bühnen nicht nur zu Tschaikowski oder Rimski-Korsakow ihre begabten Glieder, Ausdruckstanz, modern dance und Jazzdance sollten ebenso bereichernd in das Programm aufgenommen werden können.

Ja, bitte, das Ganze noch einmal.

Jürgen Geitner (Text)
A. Lyshin (2),
J. Saschmajew (Fotos)

☆ Erzählung

Normalerweise kommt eine Kriminalgeschichte nach einigen Irreführungen und Verwicklungen zu einem logischen Ende, das den Leser entspannt und aufgeklärt entläßt. Nicht so bei Alexander Grin (1880–1932), der sich der Tradition psychologischer Phantastik verschrieben hat und in seinen rätselhaft-romantischen Geschichten in Regionen führt, die den meisten in undurchschaubaren Abgründen des menschlichen Unterbewußtseins verborgen bleiben. Wir entnahmen unsere Erzählung dem Sammelband „Der Mord im Fischladen", den Lola Debüser für den Verlag Volk und Welt in der Übersetzung von Renate Landa herausgibt.

Es haben sich Dinge ereignet, über die logische Geister sich viel zu viel Gedanken machen; zumindest verleihen sie ihnen eine gewisse Undurchsichtigkeit und Rätselhaftigkeit, ohne die sie es vielleicht gar nicht lohnenswert fänden, über die Vorkommnisse im Vorort Kunstfisch nachzudenken. Nach meiner damals festen Überzeugung war ein Triumph der gerichtlichen Ermittlung zu erwarten. Daraus ist völlig richtig zu folgern, daß ich im allgemeinen *normal* dachte; nur eine undefinierbare Angst trieb mich von überall fort; von überall, wo ich Verfolgung wähnte. Diese Krankheit ist hinlänglich bekannt; ihre Symptome sind erforscht, ihre Erscheinungsformen gleichartig, darum wollen wir uns sofort den prächtigen Parkanlagen von Kunstfisch zuwenden, wo ich mich in den Büschen versteckte oder über ein Gitter stieg, im Gefühl einer tödlichen Gefahr, die ihren schwarzen Kreis auf allen von mir begangenen Wegen zusammenzog. Sie existierte nicht, diese Gefahr, aber ich besaß nicht genügend Selbstbeherrschung und Vernunft, um mit der Selbstquälerei aufzuhören. Als der Mond verschwand, fühlte ich mich besser; die Dunkelheit birgt Garantien, die für Missetäter und Opfer gleichermaßen wichtig sind. Ich stand gerade vor einer Mauer, die von Weinranken überzogen war. An dem vage durchscheinenden Weiß der Bänke und Statuen ließ sich schwerlich Lage und Richtung der Alleen bestimmen. Wessen Park das war, wußte ich nicht, ich konnte nicht einmal rekonstruieren, was für Umstände mich hierher verschlagen hatten, erinnerte mich aber voll Bitterkeit und Lebensüberdruß, daß Angst, unerklärliche Angst mich den ganzen Tag von einem Stadtende zum anderen getrieben hatte, daß ich umhergeirrt und gelaufen war, mich versteckt und Schutz gesucht hatte vor unsichtbaren Feinden, die mir in der Menge auflauerten, hinter Hausecken und an allen Orten, die ein Menschenfuß betreten konnte.

Plötzlich kam der Mond wieder hervor, erhellte den Park und hob meinen Schatten aus den Schatten der Sträucher. Silbrig zitternde Bäume standen in der Mitte schwarzer Kreise. Kleine Pfützen dampften. Ich war zu sehen, zu sehen für alle und jeden, der mir ein Messer oder eine Kugel in die erkaltete Haut jagen wollte.

Da krähte – sehr weit weg und gelassen – ein Hahn.

Wen wollte er warnen? Doch ich hatte keine Zeit, über das ungelöste Rätsel seines dreifachen nächtlichen Rufs nachzudenken. Es hatte den Anschein, als spielten zu bestimmten Stunden die Kräfte der Nacht auf seinen Nerven, was hätte er selbst schon erzählen können? Aber dieser Gedanke schoß mir nur flüchtig durch den Kopf und versikkerte.

Sogleich kam ich auf meine Hauptsorge zurück – fliehen. Vielleicht erwarteten mich hinter der Mauer neue Umstände, neue rettende Bedingungen. Ich fand eine Kiste, stieg darauf und schwang mich hinüber auf die andere Seite der Mauer.

Zu dieser Zeit war ich schon so zermürbt, daß mich nach einem Obdach verlangte. Seit dem frühen Morgen schwächte mich ein Anfall, den die Schatten des Abends noch verschlimmerten, und die Nacht peinigte mich wie eine Folter. Ich war auf der Suche nach irgendwas – einem Winkel, einer Hundehütte, einem Keller, ganz gleich, wenn ich nur Vergessen fand im Schlaf, der mich nicht weniger zu quälen begann als die Angst. Ich sah mich um und erblickte in einem Kreis hoher Eichen ein kleines Haus mit spitzem Dach, einen Villentyp, rasch in Mode gekommen durch die glückliche Hand Dorns, der nicht wenige Grundstücke außerhalb der Stadt mit ähnlichen Häusern bebaut hatte.

Der Mond zog sich wieder zurück, und ich konnte das Haus nur teilweise betrachten. Im Licht eines überdachten Fensters trat eine halbrunde Terrasse hervor, und ich stieg recht kühn die elegante, von blühender österreichischer Winde umrankte Treppe hinauf. Da es schon spät war, tief in der Nacht, war ich sicher, auf der Terrasse niemandem zu begegnen, und ich hoffte, unter all den Nischen und Innentreppchen – denn diese Häuser sind überladen mit derartigen praktisch unnötigen Zutaten – rasch einen dunklen Winkel zu finden, in dem ich einschlafen konnte. Leise ging ich an dem einzigen erleuchteten Fenster vorbei und warf einen Blick hinein.

Am Kamin stand, mit dem Rücken zu mir, ein schlanker Mann, in der erhobenen Hand, als wolle er auf *etwas* einschlagen, das sich meiner Aufmerksamkeit noch entzog, eine bronzene Kaminzange; aber er ließ sie leise sinken und drehte sich um. Der Richtung seines Blicks folgend, sah ich in einem tiefen Sessel eine junge Frau, die Beine ausgestreckt, im zurückgelehnten Gesicht ein angespanntes und ungeduldiges Lächeln, das, als die erwartete Bewegung ausblieb, sogleich einen zärtlichen und kühnen Ausdruck annahm. Da hörte ich durch das angelehnte Fenster ihr Gespräch.

Aber zuvor will ich Ihnen den Gegenstand beschreiben, der als einziger in Gefahr war, von der Zange zerschlagen zu werden, als einziger deshalb, weil auf dem Kaminsims nichts anderes stand.

Ich spreche von einer kleinen Porzellanstatue, einem Samurai, der im Laufen die Hand am Säbelgriff hatte. Es erübrigt sich zu sagen, daß die Japaner, was die Lebensechtheit dieser Erzeugnisse betrifft, unübertroffen sind.

Das gelbe Gesicht mit den schrägen Schlitzaugen und den herabhängenden Enden des schwarzen Schnurrbarts, unter dem sich ein feines asiatisches Lächeln schlängelte, spiegelte so natürlich die bedrohliche Bewegung des Körpers, daß man unwillkürlich zurückwich. Er trug einen goldbestickten Seidenkimono, in dem kostbaren Gürtel steckten zwei Säbel. Das linke Bein – die Ferse hatte sich vom Schuh gelöst – war in der ausgestreckten Haltung, wie ich sie in dem Stück „Kurosiwo" gesehen hatte, als ein japanischer Schauspieler, schon zu Boden gestürzt, den fliehenden Feind am Fuß erwischte. Mehr läßt sich über diese kleine Statue nicht sagen, meine Aufmerksamkeit war schon von dem kurzen und eigenartigen Gespräch in Anspruch genommen.

„Schließlich und endlich ist das Kinderei", sagte der Mann und setzte sich neben die Frau, die noch immer mit nachdenklichem Spott den Samurai betrachtete. „Wir können ihn woanders hinstellen, Eta."

„Nein." Die Frau lachte auf, es war ein böses Lachen. „Er wollte, daß sein Geschenk hier steht, im Salon. Um so mehr, als er sich mit ihm verbunden fühlt."

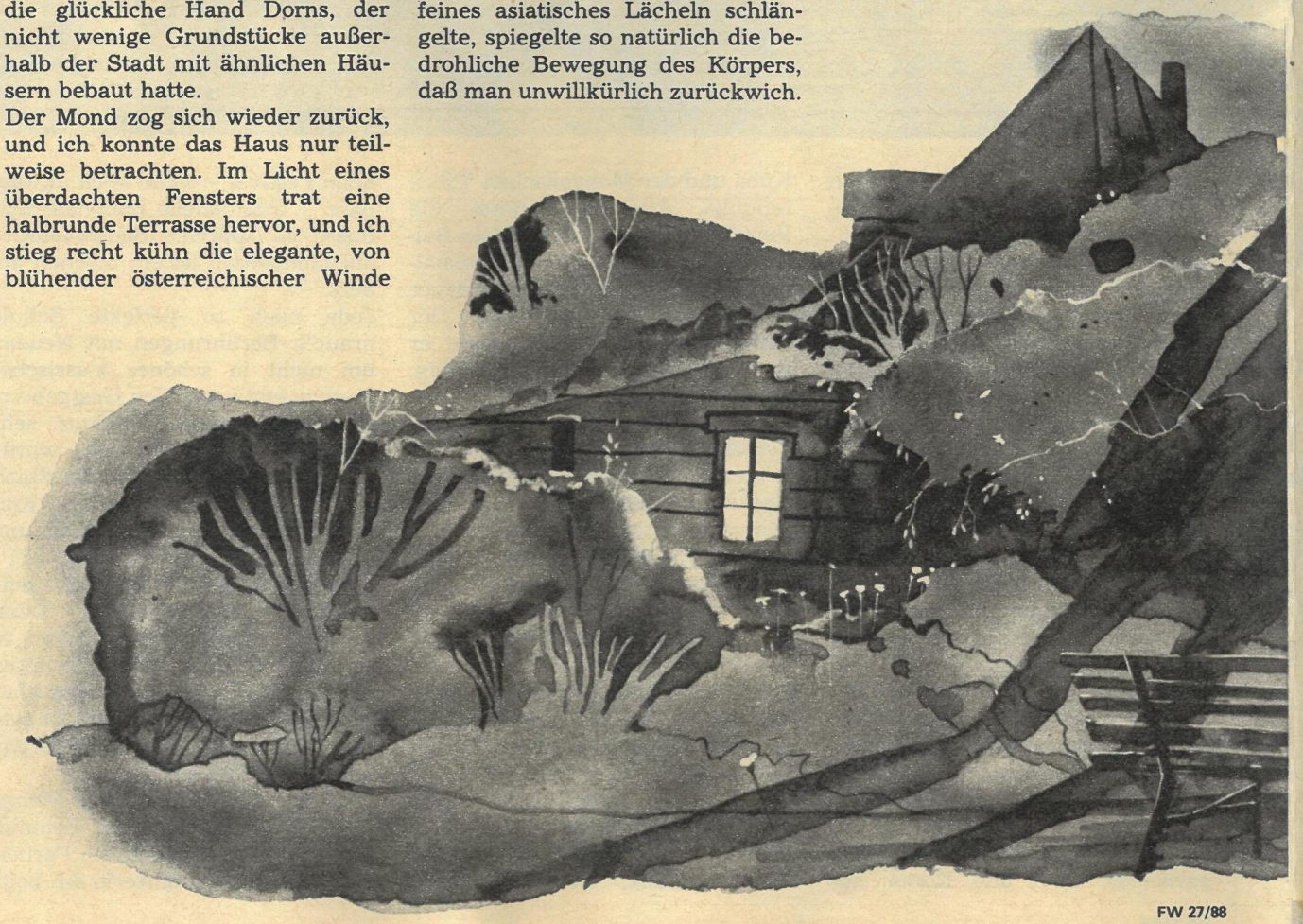
„Wie meinst du das?"

„Aber, mein Gott, wenn's ihm Spaß macht, soll er doch uns beide mit den Augen dieses Götzen angukken. Übrigens hat er mit seinen Geschenken nie Glück gehabt; er kauft, was ihm gefällt, nicht aber mir."

„Das war doch wohl nicht seine Absicht, oder?"

„Ist es an dir, mir Vorwürfe zu machen, Dick? Ich weiß oft selber nicht mehr, was ich tue; ich liebe dich zu sehr und hasse ihn. Doch bald kommt er zurück, oh, viel zu bald!"

„Denk nicht daran, Eta. Solange wir zusammen sind – jetzt." „Er hat es fertiggebracht, mir dieses ‚solange' zu vergällen." Sie entnahm



Alexander Grin

Der Mord im Vorort Kunstfisch

ihrer Handtasche einen Brief, entfaltete ihn auf den Knien, hob ihn hoch und las ihn in einem Ton vor, in dem man aus Zeitungen vorliest: „Seit geraumer Zeit beunruhigt und ängstigt mich immer mehr der Gedanke an Dich. Ein Jahr sind wir nun schon getrennt. Aber ich muß die Geschäfte zu Ende bringen, darin liegt unsere Zukunft. Meine Liebe, ich habe seltsame und ungehörige Träume: Dich küßt ein anderer… Verzeih mir, es ist nur ein Traum… Deine Briefe sind nervös und kurz. Ich komme in einem Monat. Vorerst schicke ich Dir eine alte Samuraistatue, die ich auf einer Auktion erworben habe, schicke sie Dir an meiner Statt, denn ich habe sie lange mit dem Gefühl des *Wiedersehens* betrachtet, in dem Wissen, daß auch Deine Augen sie sehen werden. Ich bin nicht imstande, zu sagen, was ich empfinde. Möge dieser Krieger Dich behüten und beschützen, als wäre ich selbst bei Dir."

„Ich sehe nur", sagte Dick, „daß dein Mann dich sehr liebt. Und sich heftig nach dir sehnt. Verzeih mir meinen Ausbruch und… die Zange."

Ich blickte hinein. Sie waren aufgestanden und umarmten sich, ich trat verlegen zurück, denn der Kuß war schön. Was diese Menschen auch immer taten – sie liebten einander. Plötzlich ging das Licht aus.

Ob mein Gehör mich narrte oder meine natürliche Aufregung sich bemerkbar machte, jedenfalls hörte ich ein Rascheln, Flüstern, den Atem der beiden, und ich fühlte, daß dort jetzt eine Welt für sich war, die alles andere negierte. Plötzlich zerriß ein Schrei diese leidenschaftliche Stille, ein markerschütternder Todesschrei.

Ich fuhr zusammen; Eis und Feuer mischten sich in meinem Herzen. Noch jetzt, wenn ich an den Schreckenslaut zurückdenke, sehe ich, wie furchtbar dieser verzweifelte, durch die Dunkelheit gellende Schrei eines Wesens war, das dem Grauen zum Opfer fiel.

Der Schrei verstummte, wiederholte sich, ging in Stöhnen über und verklang. Dann hörte ich merkwürdige harte, ineinander übergehende Laute, aus denen nichts zu verstehen war.

Ich hatte schon genug an dem, was ich bis zu diesem Schrei ertragen hatte, bis zu dieser Szene, die ein so schlimmes finsteres Ende nahm. Nie im Leben hätte ich an der Tür gerüttelt, wenn ich in diesen schwindelerregenden Augenblikken bei Verstand gewesen wäre. Aber ich brach die Tür auf und trat ein.

Mit Hilfe von Streichhölzern fand ich den Schalter und machte Licht in dem beschaulich-luxuriösen Zimmer, durch das nach dem Kuß der Schrei gerast und verhallt war. Sie lagen übereinander hingestreckt. Doch ich konnte diesen bebenden, fast lebendigen Tod nicht näher ansehen – blutüberströmt, was noch vor einer Minute blühendes Leben gewesen war. Ich lief in die Dunkelheit, aber wo ich umherirrte, weiß ich nicht. Als es hell wurde, endete der Wahn; ich schwor mir zum tausendstenmal, kein Kokain mehr zu schnupfen, und wärmte mich, vor Müdigkeit und Schwermut zitternd, bei einem Glas Schnaps in einem Café, durch dessen Fenster Stadttore und Farmen zu sehen waren.

Ich saß und dachte an das, was ich Ihnen jetzt erzählt habe, und wurde erneut, mit aller Schärfe eines nochmaligen Durchlebens, daran erinnert, als ich, schon am Tage, die Zeitung aufschlug und voller Entsetzen die Überschrift las: Rätselhafter Mord im Vorort Kunstfisch!

Ohne näher auf die Fakten einzugehen, wohl aus Gründen der Schicklichkeit, wurde in der Notiz ausführlich der Charakter der Verletzungen abgehandelt, allem Anschein nach Säbelhiebe, von starker und kaltblütiger Hand ausgeführt.

Was sollte man davon halten? Es wurde jedoch der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die eilige Rückkehr van Forts, des Ehemanns der getöteten Frau, Licht in das Dunkel des Falls bringen werde; ich erinnere mich nicht, wo ich schon einmal ähnliche Worte über einen Fall las, der ebenfalls keine Spur und keinen Diebstahl aufwies. Aber niemand kann einen zwingen, sich nicht zuviel Gedanken zu machen, was ich bereits zu Beginn dieser Zeilen erwähnte.

Mein Herz ist voll Demut, und ich danke dem Schicksal für den Blick, mit dem ich die Punkte und Kommas überlese.

Illustration: Karl Fischer

Absatz: Auf einer falschen Waage ist gut wiegen. Karol Irzykowski

Schlußsatz: Das gegründetste Vorurteil wiegt auf der Waage der Gerechtigkeit soviel als nichts. Gotthold Ephraim Lessing

Dmitriew, Moskau

Laszlo Karzagi

FLEISS oder Die Jahresbilanz

„Papa, sei so gut und lege für einen Moment deine Zeitung zur Seite! Es ist an der Zeit mit dir zu reden, sozusagen von Mann zu Mann! Das erste Schuljahr geht zu Ende, und wenn du dich nicht zusammenreißt, bekomme ich eine schlechte Zensur in Fleiß. Warum siehst du mich so seltsam an? Willst du etwa sagen, daß meine Fleißzensur in erster Linie von mir selbst abhängt? Du weißt doch selbst, daß das nicht so ist. Was ich in Fleiß erhalte, liegt gänzlich in deinen Händen. Ich will es dir näher erklären!

Wo warst du, als es notwendig wurde, die Schule zu verputzen? Alle Eltern erschienen zu dieser Arbeit. Und du? Ach so, du warst auf Dienstreise?! Du hast dafür gesorgt, daß ich rot wurde, als ich vor das Kollektiv trat. Der Vater von Henrietta stürzte vom Gerüst und brach sich ein Bein. Wir traten als ‚Blaue Blitze' mit dem Aufruf vor alle Eltern, sich ein Beispiel am heldenhaften Verhalten von Henriettas Vater zu nehmen.

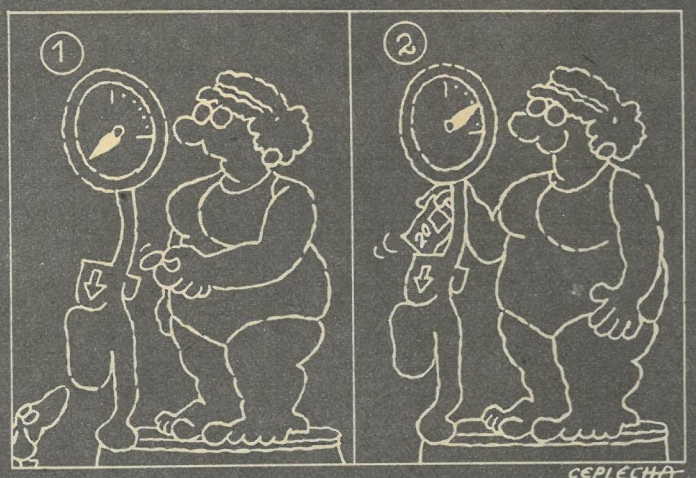
Und wie war die Sache mit dem Kalk? Die anderen Väter schleppten ihn heran, krümmten sich unter der Last der riesigen Säcke. Einer erlitt sogar einen Schlaganfall. Du kannst dir sicher vorstellen, daß ich den anderen nicht in die Augen sehen konnte, weil mein geliebtes Väterchen zur gleichen Zeit an irgendeiner Versammlung teilnehmen mußte!

Und die Geschichte mit der Kohle?

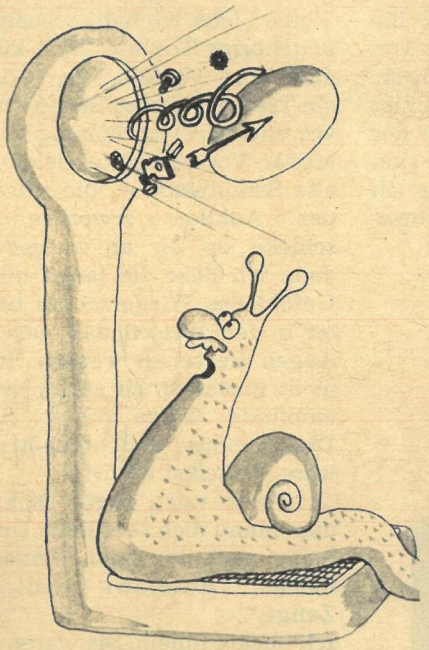
Die anderen Väter schafften diesen wichtigen Brennstoff in die Schule, organisierten sie von ihren nächsten Verwandten, brachten sie sogar im Kofferraum ihrer geliebten Autos herbei. Und ihre Kinder brüsteten sich voller Stolz, überzeugt, die besten Noten in Fleiß zu erhalten. Ich dagegen wurde nur rot und schlug abermals die Augen nieder.

Die Klassenlehrerin ließ mich zu sich rufen und stellte die Frage, was mein Vati im laufenden Jahr für die Schule getan hat. Ich konnte nur schweigen. Dann murmelte ich, daß mein Papa zwar ein Wissenschaftler sei, aber in diesem Jahr für die Schule noch nichts geleistet habe. Wir wollen dir aber noch eine Chance geben: Du sollst Altpapier sammeln und es abgeben. Ja, ja, ich weiß schon, wie du dich jetzt wieder herausreden willst. Alles Papier, das ich fand, habe ich bereits zusammengepackt. Es bleiben nur noch die Zeitschriftenberge mit deinen Artikeln. Sei ein Mann! Überleg doch selbst, was am Ende wichtiger ist: irgendwelche halbverstaubten wissenschaftlichen Beiträge oder die Zensur deines einzigen Sohnes in Fleiß?

Aus: „Krokodil", übersetzt von D. Höhne



Ceplecha, Prag



Horrorwaagui, der 1988er-Diät-Schneck von Steger

Der Optimist begrüßt das neue Jahr, der Pessimist verabschiedet das alte.

Steinach

Wochenspruch

Man muß sich mit seinem ganzen Gewicht, so schwer oder so leicht es sein mag, in die Waage der Zeit werfen.
Heinrich von Kleist

Von der sehr vollschlanken Sängerin Marie Wilt sagte der Komponist Joseph Hellmesberger: „Reise um die Wilt in achtzig Tagen".

Gerhard Branstner
Wer vom Schweigen nichts versteht, soll den Mund halten.

Arno Holz
Heimlich zwikkts mich biß zum Zeh!

Jo Schulz

Sein letzter Wille

„Sehr angenehm", sagte der Karpfen,
als ich ihn betrachtete,
bevor ich ihn schlachtete.
„Ganz unsererseits, mein Bester!
Haben Sie noch einen letzten Wunsch?"

Er zog einen Flunsch.

Dann flüsterte er mit meiner Frau:
„Ach bitte schön, machen Sie mich richtig blau –!
Es ist doch heut Silvester ..."

Aus: „Poesie und Purzelbaum", Henschelverlag

Hab' mei Waage vollgelade ...,
singen Karin Kopp,
Hannes Schreiber
(Redaktion),
Martin Kotsch (Grafik).

Goldwaagensprüche

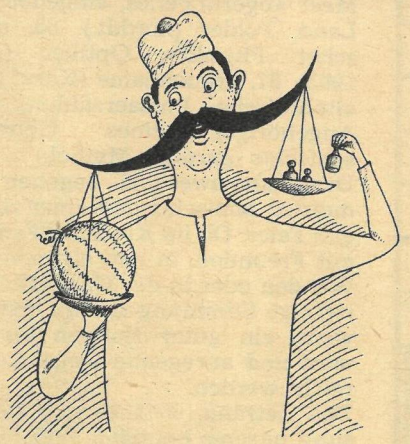
Dem Willigen
lege nicht zu viel auf.

Wen's nicht drückt,
der hat gut zu tragen.

Das Gewicht gilt mehr
als das Gesicht.

Einsatz: Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen. Friedrich Schiller

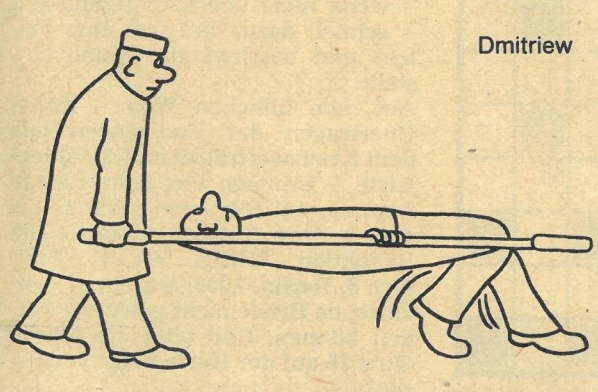
Nachsatz: Die Weiber sind gut, aber schwer werden sie besser. Jean Paul



Radev, Sofia

Tüür, Tallinn

Schneider



Dmitriew

Apotheker-Waagnis

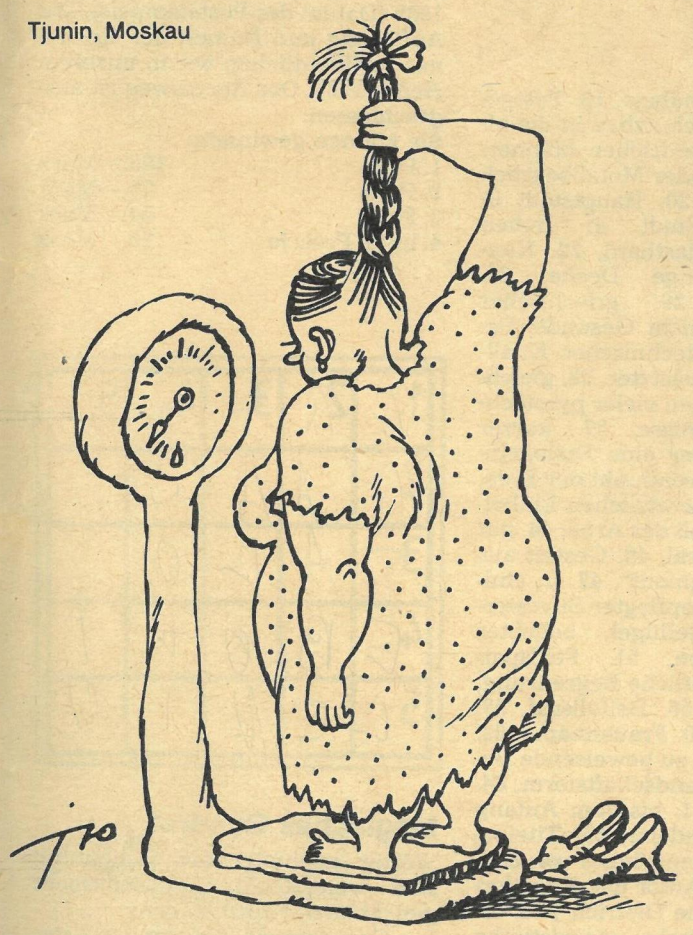
Rudolf Virchow und Theodor Fontane bewarben sich um die Gunst derselben Dame. Gelegentlich kam es zwischen ihnen zu einem Streit. Virchow rief aus: „Wenn unsere Dame bei der Lektüre Ihrer langweiligen Romane einmal erkrankt, Herr Fontane, dann werde ich sie wieder gesund machen."
Fontane blieb die Antwort nicht schuldig und entgegnete: „Und wenn sie dann an Ihren Rezepten stirbt, so werde ich sie unsterblich machen."

Beicht macht leicht.

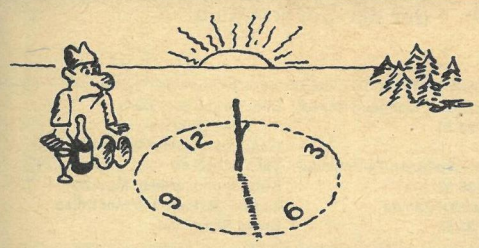
Sprichwort

Klaus Fischer

Tjunin, Moskau



Abends / wenn ich extra geh / Doch ich hüte mich beim Naschen / Denn ich will nicht Windeln waschen.



Tesler, Moskau

Wer empfangenes Lob an die Wand hängt und kassierte Rügen in der hintersten Schublade versteckt, täuscht nicht nur seine Besucher, sondern mit der Zeit auch sich selbst in bezug auf sich selbst. Da lobe ich mir den Mann, der Medaillen und urkundliche Rügen aufeinanderschichtet, wie es gerade kommt, Gewicht zu Gewicht – und die W a a g e spielt ehrlich.
J. Brežan

Bekenntnis

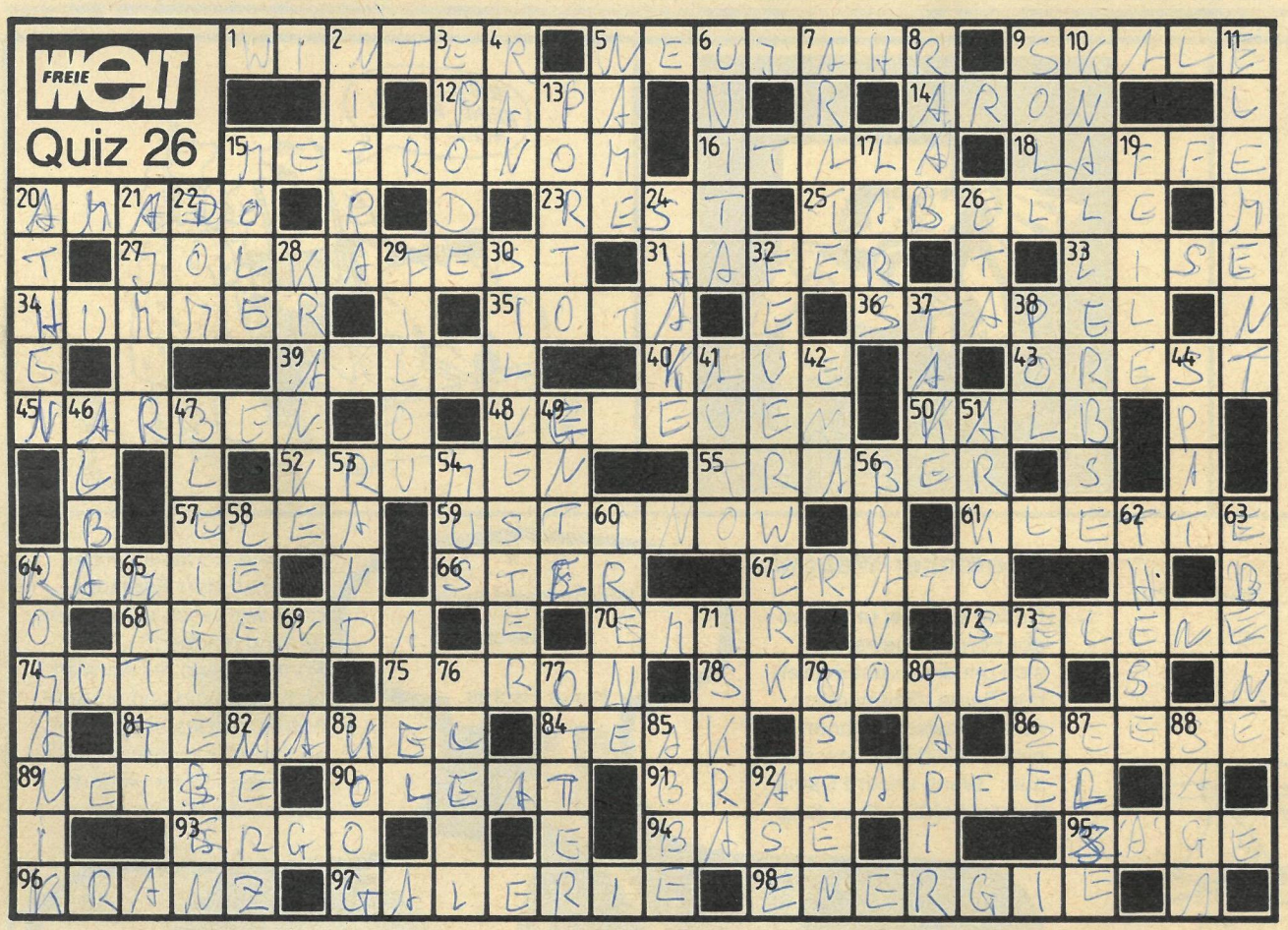
Heinz Kahlau

Ich bin ein Mensch
und denk mir nichts dabei.
Ich bin ein Mensch
und kenn die Litanei
von menschlicher Vollkommenheit
und Seelengröße.
Ich kenne aber auch
Kompott und Klöße.

Aus: „Lachen und lachen lassen", Eulenspiegel Verlag

Umsatz: Zwar ist es leicht, doch ist das Leichte schwer. Johann Wolfgang Goethe

Kaffeesatz: Schwer ist zu tragen das Unglück, aber schwerer das Glück. Friedrich Hölderlin



32	11	59	26	53	86	68	5	97	42	45	91	79	1	58	98
F	E	U	E	R	Z	A	N	G	E	N	B	O	W	L	E

Kreuzworträtsel:

Waagerecht: 1. kalte Jahreszeit, 5. Kalenderbeginn, 9. bezifferte Maßeinteilung an Meßgeräten, 12. Vater (Kindersprache), 14. Titelgestalt einer Oper von Arnold Schönberg, 15. Tempoanzeiger für das Musizieren, 16. älteste lateinische Bibelübersetzung, 18. eitler Mensch, Geck, 20. brasilianischer Schriftsteller (geb. 1912), Autor des Romans „Tote See“, 23. Überbleibsel, 25. listenförmig angeordnete Zusammenstellung, Übersicht, 27. Weihnachts- und Silvesterfeier in der Sowjetunion, 31. Getreideart, 33. Frauenname (Kurzf.), 34. wohlschmeckender Meereskrebs, 35. griechischer Buchstabe (alte Schreibweise), 36. Unterlage für ein Schiff während des Bauens, 39. Zustandsform eines Gens, 40. Umkleide- und Waschraum für die Bergleute, 43. Gestalt aus der Oper „Elektra“, 45. Vertiefung der Lederaußenhaut (Gerberei), 48. slawische Völkerschaft, die früher im mittleren Weichselgebiet ansässig war, 50. Gestalt aus dem Trauerspiel „Kabale und Liebe“, 52. abgebröckelte Stückchen, Krümel, 55. Rennpferd, 57. altgriechische Philosophenschule in Unteritalien, 59. Hauptstadt der Udmurtischen Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik, 61. Korbblütler mit Blüten, die widerhakig gebogene Hüllblätter haben, 64. ostasiatische Faserpflanze, Chinagras, 66. altes Holzraummaß, 67. Muse der Liebesdichtung (griech. Mythol.), 68. Merkbuch, Schreibtafel, 70. mohammedanischer Fürstentitel, 72. Mondgöttin (griech. Mythol.), 74. italienische Filmschauspielerin (geb. 1956), u. a. in „Die schönste Frau“, 75. Funktionär der Kommunistischen Partei Deutschlands (1933 ermordet), der lange Zeit Generalsekretär der Gesellschaft der Freunde des neuen Rußlands war, 78. Kleinauto auf Rummelplätzen, 81. Manuskripthalter am Setzkasten oder an der Setzmaschine, 84. Holz eines ostindischen Baumes, das für die Furnierherstellung verwendet wird (Kurzw.), 86. in der Ostsee verwendetes Schleppnetz, 89. Nebenfluß der Oder, 90. Salz der technischen Ölsäure, 91. in der kalten Jahreszeit beliebte, aus einer Kernfrucht bereitete Leckerei, 93. folglich, also, 94. veraltete Bezeichnung für eine Verwandte, 95. Schneidwerkzeug, 96. Siegerpreis, z. B. im Radsport, 97. oberster Rang im Theater, 98. Willensstärke, Tatkraft.

Senkrecht: 2. Stadt in der ČSSR, 3. altgriechische Dichtungsform, 4. Meeresgöttin (nord. Mythol.), 5. Bezeichnung, 6. Zentralorgan der Italienischen Kommunistischen Partei, 7. Werktätiger in der Mongolischen Volksrepublik, 8. Nebenfluß der Donau, 9. Planziel, 10. pyrotechnisches Erzeugnis, 11. Grundbestandteil, Grundlage, 13. Postgebühr, 15. Hafenschutzbau in die offene See, 17. nordischer Männername, 19. Holz- oder Metallbearbeitungswerkzeug, 20. Hauptstadt in Europa, 21. Stadt in Indien (Unionsstaat Rajasthan), 22. Kuppel, gewölbeartige Decke, 24. Mischgetränk, 26. griechischer Buchstabe, 28. nicht Gesunde, Patientin, 29. pyrotechnischer Knallkörper, 30. Jahresletzter, 32. gleichzeitiges Abbrennen vieler pyrotechnischer Erzeugnisse, 37. kurzer Filmabschnitt, der eine Dialogeinheit bildet, 38. Drehpunkt der Erde, 41. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 42. Nebenfluß des Arno, 44. gut spaltbares Mineral, 46. Gestalt aus dem Drama „Egmont“, 47. in einigen Gegenden gepflegter Silvesterbrauch, 49. Geflügel, beliebter Weihnachtsbraten, 51. Feldspatsandstein, 53. seitliche Begrenzung, 54. Fruchtbrei, 56. Beifallsruf, 58. Windschatten, 60. Frauenname, 62. wissenschaftlich zu beweisende Behauptung, 63. Landschaftsform, 64. Kunststil vom 11. bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts, 65. Titelgestalt eines Bühnenstückes von Bertolt Brecht, 69. Autor des Künstlerporträts „Marlene Dietrich“, 71. erste gesamtrussische marxistische Kampfzeitung, 73. metallhaltige Bodenschätze, 76. Gestalt aus der Oper „Irische Legende“, 77. Giftschlange, 79. Himmelsrichtung, 80. Unpaarhufer von schweineähnlicher Gestalt, 82. Pelztier, 83. dem Meer abgerungenes, eingedeichtes Land, Polder (norddt.), 85. deutscher Physiker, Optiker (gest. 1905), 87. Frauenname (Kurzf.), 88. altnordische Prosaerzählung, 92. Angehöriger eines Göttergeschlechts (german. Mythol.).

Den Jahreswechsel begehen die meisten Menschen mit einer zünftigen Feier. Ob im Kreis der Familie, mit Freunden, in den eigenen vier Wänden oder in der Gaststätte, die richtige Stimmung kommt erst auf, wenn ein guter Happen serviert wird und anregende Getränke gereicht werden.

Das Getränk, welches sich als Lösung unseres heutigen Preisrätsels ergibt, ist besonders für die Feier im kleinen Kreis geeignet. Es führt – wenn nicht übermäßig genossen – schnell dazu, daß sich eine heitere und beschwingte Laune einstellt.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 26 auf der Karte nicht vergessen!

Einsendeschluß ist der 18. Januar 1989 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 3/1989. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis je	25,– Mark

1 A	2 R	3 T	4 E	5 L
2 R	A	A	B	E
3 T	A	L	O	N
4 E	B	O	L	I
5 L	E	N	I	N

Magisches Quadrat

Wörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzutragen:

1. Genossenschaftsform in der UdSSR, 2. humanistischer deutscher Erzähler (gest. 1910), 3. Kaufstein beim Dominospiel, 4. Gestalt aus „Don Carlos“, 5. Begründer der Sowjetunion.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

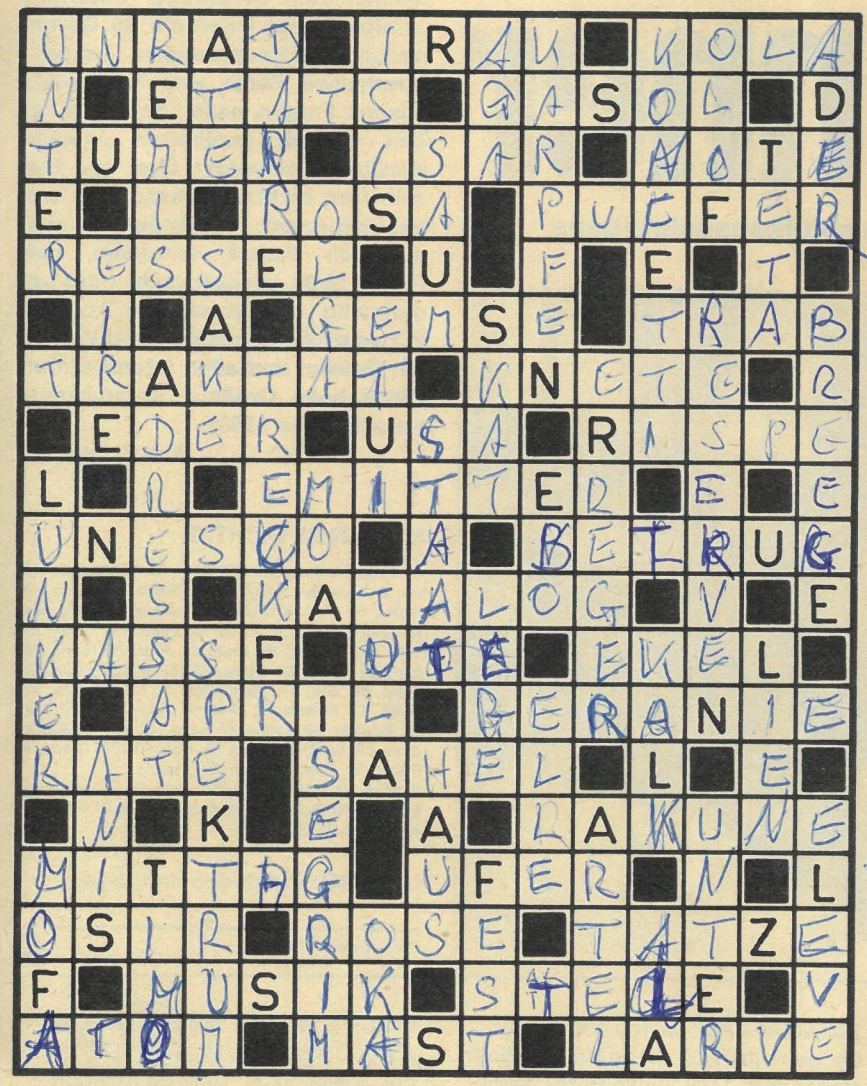
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Wirtschaft: Wolfgang Tautenhahn
Tel.: 2 44 35 33
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02

Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund



Kreuzgitter

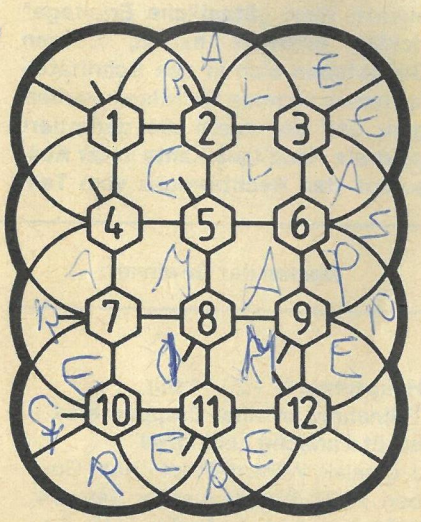
Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Heldenstadt der Sowjetunion (südl. v. Moskau), 2. Stoffeinfassung, 3. Farbton, 4. Kleinkraftrad, 5. wissenschaftliche Abhandlung, 6. Kies- oder Sandwälle, 7. Röstvorrichtung (Fachspr.), 8. SI-Einheit der elektrischen Kapazität, 9. Gesichtsmaske, 10. Papierschnitzel zum Bewerfen, 11. Genossenschaftsform in der Sowjetunion, 12. Widerwille, 13. Teilzahlungsbetrag, 14. Staat in Nordwesteuropa (Landesspr.), 15. durch Lichtzerlegung entstehendes Farbbild, 16. Musikzeichen, 17. Fuß der Raubtiere, 18. altes Längenmaß, 19. österreichischer Fotochemiker (gest. 1944), 20. Empfänger einer Postsendung (veraltend), 21. Halbinsel im Nordwesten der Sowjetunion, 22. Gestalt aus „Der zerbrochene Krug", 23. Kartenspiel, 24. Judokämpfer, 25. Name des Wolfes in der Tierfabel, 26. Blütenstand, 27. südamerikanische Riesenkröte, 28. Nebenfluß der Wolga, 29. aufrecht stehende Grabtafel, 30. Speisefisch, Silvestergericht, 31. Verlauf der gekrümmten Schiffslinien (seem.), 32. Gangart des Pferdes, 33. Unentschieden, 34. Spielkarte im deutschen Blatt, 35. materielle und finanzielle Fonds, über deren Verwendung im Notfall entschieden wird, 36. wohlriechende Blume, 37. ausgestorbener Riesenstrauß Neuseelands, 38. Monatsname, 39. nordischer Männername, 40. beliebte Balkon- und Gartenblume, Pelargonie, 41. Schutzhülle, 42. arabischer Staat, 43. Feier, 44. Hochgebirgstier, 45. Krankheitskeim, 46. Blutgefäß, 47. Nebenfluß der Donau, 48. Teil mancher Schiffe, 49. Gebäude, 50. Verzeichnis von Büchern, Bildern, Waren usw., 51. Frau des Osiris (ägypt. Mythol.), 52. Milz (latein.), 53. Gasgemisch, 54. russischer Frauenname, 55. eine der Elektroden im Transistor, 56. Gewässerbegrenzung, 57. Kuchengewürz, 58. Nationalgetränk der Japaner, 59. steppenartiges Übergangsgebiet zur Sahara, 60. Zugmittel, Schlepper, 61. Spezialorganisation der Vereinten Nationen, 62. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 63. Hafenstadt in Ghana, 64. im Altertum das südliche Mesopotamien, 65. österreichischer Erfinder der Schiffsschraube, 66. Schicht, Lage (Mundart), 67. Staat in Nordamerika (Kurzbezeichnung), 68. Stadt in Oberitalien (a. d. Adige), 69. Zahlraum, 70. unerwünschter Hohlraum in Gußstücken, 71. Teil des Eisenbahnwaggons, 72. Tanzschüler, 73. Tonkunst, 74. Stadt in Angola, 75. Lücke in Texten (Sprachwiss.), 76. schmiegsamer, haarähnlicher Körper, 77. Haushaltspläne, 78. Baumaterial (Kurzbezeichnung), 79. Formmasse, Kinderspielzeug, 80. das Täuschen anderer zur Erreichung eigenen Vorteils, 81. Göttin der Verblendung (griech. Mythol.), 82. Tageszeit, 83. Ort auf Rügen (bei Altenkirchen).

Wörter in Kreisen

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung beginnen im jeweils gekennzeichneten Feld und verlaufen in Uhrzeigerrichtung:

1. Fluß in Mittelengland, 2. hühnergroßer Sumpfvogel, 3. mit Bäumen gesäumte Straße, 4. Fluß im Westen der Sowjetunion, 5. altorientalischer Staat, 6. Hauptgebäude der mittelalterlichen Burg, 7. ostasiatische Faserpflanze, Chinagras, 8. Titel von Kalifen und islamischen Gelehrten, 9. Aktentasche, 10. Greifvogel, 11. Haushaltsgefäß, 12. französischer Schriftsteller (geb. 1908), u. a. „Die geschützten Männer".



Um die Ecke gedacht

Gesucht wird ein eiliger Schweizer Urkanton.

Auflösungen aus Heft 26/1988

Kreuzgitter. Waagerecht: Glinka (20), Riet (48), Iasi (24), Ribera (46), Ganter (17), Moor (36), Peri (39), Olten (38), Lunge (35), Insel (26), Ede (11), Bei (10), Repin (44), Arsenal (4), Leite (33), Stempel (53), Inari (25), Sir (52), Gel (18), Bantu (9), Aston (6), Eliza (15), Emir (14), Lahn (30), Safari (50), Ragusa (41), Grit (23), Arve (5), Selene (51).
Senkrecht: Gogol (21), Ionen (27), Kiepe (29), Aare (2), Rimini (49), Ero (16), Tirol (58), Rente (43), Tanne (55), Riegel (47), Edda (12), Ute (59), Grimma (22), Ehre (13), Rennes (42), Ras (40), Atrium (7), Lei (32), Leda (31), Tael (56), Rho (45), Stenge (54), Genre (19), Liege (34), Balsa (8), Arate (3), Thale (57), Neige (37), Isis (28), Aar (1).

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Obermaat, 5. Mangan, 9. Ural, 12. Oleg, 13. Inka, 14. Egerling, 16. Inlett, 17. Asen, 18. Havel, 20. Aorta, 22. Rist, 24. Isegrim, 27. Testat, 30. Epe, 32. Boris, 33. Reibe, 35. error, 37. Kralle, 40. Ulme, 41. Amme, 43. Tier, 46. Ara, 47. Nisse, 49. Maki, 50. Gatt, 51. Atta, 52. Ser, 53. Nei, 55. Tete, 56. Holm, 57. Elsa, 58. Arbat, 60. Lar, 61. Lulu, 64. Mars, 66. Lade, 67. Mieter, 69. Takel, 71. Erika, 73. Astat, 74. Are, 75. Oberon, 79. Ilmenau, 82. Irre, 84. Alkan, 87. Mai, 89. Polo, 90. Bobine, 91. Rotauge, 93. Klub, 94. Espe, 95. Tipi, 96. Enak, 97. Nora, 98. Letten, 99. Emaille, 100. Unku.
Senkrecht: 1. Obelisk, 2. Eleve, 3. Maler, 4. Togo, 5. Meit, 6. Agnat, 7. Gneis, 8. Nitra, 9. Ukas, 10. Raster, 11. Lanner, 15. Name, 18. Habit, 19. Verne, 21. Rebus, 23. Item, 25. Gala, 26. Irene, 28. Elemi, 29. Traktat, 31. Portal, 34. Elena, 36. Regel, 38. Rater, 39. Aralsee, 42. Miere, 44. Isobar, 45. Ramme, 48. Irade, 52. Salto, 54. Etmal, 59. Rerik, 60. Lese, 62. Urteil, 63. Unterbau, 65. Alor, 68. Raum, 69. Tampen, 70. Keiler, 72. Kino, 76. Bebel, 77. Rabat, 78. Nante, 80. Miami, 81. Nagel, 83. Rosa, 85. Lein, 86. Arie, 88. Akku, 92. Ene.

Magische Figur: 1. Rabatte, 2. Kasperl, 3. Starter, 4. Basra, 5. Trent.

Gereimtes: Leben – Nebel.

Silbenrätsel: 1. Wahrheit, 2. Inserat, 3. Egoist, 4. Dietmar, 5. Erosion, 6. Regression, 7. Hegel, 8. Eindruck, 9. Remoulade, 10. Reisige – Wie der Herr, so der Stier.

Vom Kern zum Wort: 1. Endspurt, 2. Nutation, 3. Tantalus, 4. Odenwald, 5. Mantille, 6. Onegasee, 7. Lappalie, 8. Original, 9. Galerist, 10. indirekt, 11. Ermitage – Entomologie.

Füllrätsel: 1. Terrain, 2. Stearin, 3. Literat, 4. Pastete, 5. Meister, 6. Kantate.

Vorsetzrätsel: (R)eiter – (O)rade – (T)auber – (E)ton – (H)egel – (O)pole – (R)anke – (N)abel – Rotehorn.

Magisches Quadrat: 1. Magot, 2. Arasi, 3. Gagat, 4. Osaka, 5. Titan.

Einer fehlt: E(k)loge – K(o)ran – T(r)aube – A(k)te – L(e)iter – K(n)arre – Korken.

Auflösung des Kreuzworträtsels Quiz 24 (Heft 24)

Waagerecht: 1. Klassenkampf, 8. Frieden, 11. Aar, 12. Stolle, 14. Spartakusbund, 20. Else, 22. Mutti, 23. Proletariat, 28. Bit, 29. Orange, 32. Duma, 33. Neto, 35. Ern, 37. Onon, 38. Demagoge, 42. Rial, 44. Ritt, 46. Ger, 47. Lira, 49. Ulla, 52. Brezan, 54. Novemberrevolution, 59. Anrede, 60. Esse, 61. MEGA, 62. Oma, 63. Benz, 64. Smog, 67. Rubato, 70. Tube, 72. MNN, 74. Anis, 76. Esna, 79. Alaska, 82. Ogi, 84. Deutschland, 88. Orion, 90. Sein, 91. Generalstreik, 92. Liebknecht, 94. Ion, 95. Kommunismus, 96. Tann, 97. Usedom.

Senkrecht: 1. Kasse, 2. Lat, 3. Aroma, 4. Solei, 5. Käse, 6. Miami, 7. Fett, 8. Fakir, 9. Ibsen, 10. Drusen, 13. Elan, 15. Rute, 16. Aton, 17. Daunen, 18. KPD, 19. Homer, 21. Ster, 24. Rudern, 25. Lam, 26. Tag, 27. Regime, 28. Boa, 30. Alibi, 31. Goten, 34. Tier, 36. Roller, 39. Anode, 40. Ole, 41. Erbsen, 43. Luv, 45. Trost, 48. aes, 50. Lom, 51. August, 53. Ammann, 54. Nebel, 55. Venus, 56. Res, 57. Eton, 58. Tab, 59. Antrag, 65. Mai, 66. Gide, 68. Arc, 69. Oel, 71. Barnim, 72. Mars, 73. Noor, 75. Seil, 77. Sancho, 78. a dato, 80. Aarau, 81. Kolli, 83. Gneis, 85. Union, 86. Sibiu, 87. Hunne, 89. Item, 90. Skat, 93. Kos.
Lösung: Kieler Matrosenaufstand

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M
Jürgen Weber, Marienberg, 9340
2. Preis:
75,– M
Janina Hochbaum, Magdeburg, 3041
3. Preis:
50,– M
Karsten Hillger, Zangenberg, 4901
4.–8. Preis:
je 25,– M Lutz Herz, Crinitz, 7982; Brundhilde Mellwig, Wischroda, 4801; Dieter Kluchert, Berlin, 1100; Detlef Pempe, Riesa, 8400; Gertraud Piefke, Rüdersdorf, 1253.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

Gewinner

unseres großen Literaturpreisausschreibens

Der Schriftsteller Uwe Kant, Mitglied des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, zog erstmalig öffentlich aus dem Berg von fast 50 000 Einsendungen die Gewinner des Großen Literaturpreisausschreibens 1988 anläßlich der Woche des sowjetischen Buches. Die Veranstalter FREIE WELT, LKG Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel, der Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft und die Moskauer Buchexportgesellschaft Meshdunarodnaja Kniga können nach 15 Jahren des großen Literaturspiels über eine halbe Million Teilnehmer bilanzieren, die sich auf diese Weise mit sowjetischen Schriftstellern und ihren Werken befaßten. Sollte nicht immer das richtige Lösungswort gefunden oder die Hoffnung auf einen der 161 Preise enttäuscht worden sein, ist die Knobelei eigentlich doch für alle ein Gewinn gewesen. Unseren herzlichen Glückwunsch denen, die das gesuchte Wort „Staatliche Ermitage" richtig ermittelt hatten, dessen Buchstaben sich in den Schriftstellernamen unseres Füllrätsels verbargen, und die durch die garantiert neutrale Hand Uwe Kants unter Ausschluß des Rechtsweges vom Teilnehmer zum Preisträger befördert wurden. Unter ihnen die 20 Gewinner unseres Hauptpreises – einer literarischen Reise zum Schauplatz unserer Fragen, nach Leningrad, zur Zeit der oft gerühmten „Weißen Nächte". Sie werden über alle Einzelheiten rechtzeitig schriftlich von uns informiert. Wir möchten ausdrücklich darauf hinweisen, daß Preise nicht ausgetauscht oder anderweitig ersetzt werden können. Wir wünschen nochmals viel Freude am Gewinn und allen Interessenten Glück beim Großen Literaturpreisausschreiben 1989!

Ihre Redaktion

Foto: Detlef Christel

SO WAR ES RICHTIG:

Füllrätsel. Waagerecht: 1. Aktiv, 3. Aufstieg, 6. Ballen, 8. Notwehr, 9. Spinat, 11. Reise, 12. Riesa, 13. Kader, 15. Uhr, 16. Ethik, 17. Brunnen, 18. Prognose, 19. Orla, 20. Okrug, 21. Ili, 22. Pose, 23. Schall, 24. Eklat, 25. Anden, 26. Stab, 27. Hub, 28. Iduna, 29. Atze, 30. Trog, 31. Skale, 32. Kajak, 33. Karat, 35. Sejm, 36. Gin, 37. Elemi, 38. Yak, 39. Regeln, 40. GUM, 41. Beweis, 42. Stil, 43. Anwalt, 44. Koralle, 45. Einsicht, 46. Essen, 47. Lage, 48. Rogen, 49. Kuchen, 50. Sekt, 51. Sago, 52. Recorder, 53. Aëta, 54. Reiter, 55. Alte, 56. Kran, 57. Traube.
Senkrecht: 2. Katerli, 4. Strugazki, 5. Granin, 7. Nikolajew, 10. Puschkin, 14. Dostojewski, 34. Rytchëu, 40. Gogol, 41. Block.

LÖSUNG: Staatliche Ermitage

Namen der Gewinner:

Hauptpreis (1.–20. Preis)
Teilnahme an einer Gruppenreise ins literarische Leningrad
J. Dzielak, Wilhelm-Pieck-Stadt Guben, 7560; Elfriede Fischer, Teterow, 2050; Ines Freude, Berlin, 1142; Anton Fritsch, Brüel, 2722; Ursula Füllner, Weißenberg, 8601; Klaus-Dieter Gottfried, Halle, 4070; Joachim Herrmann, Crimmitschau, 9630; Ingeborg Kautzleben, Halle, 4020; Robert Klamann, Berlin, 1144; Kerstin Koschmider, Tellow, 2051; Helga Kramke, Zwickau, 9561; Johanna Lauckner, Plauen, 9900; Hilde Mäding; Wurzen, 7250; Reiner Mnich, Rostock, 2500; Werner Müller, Döbeln, 7300; Dorothee Naumann, Dessau, 4500; Jürgen Nojack, Könnern, 4340; Edelgard Perlak, Schkopau, 4212; Emmi Schwarz, Stralsund, 2300; Günter Tietz, Leipzig, 7050;

Je eine Kurzreise für 2 Personen in die UdSSR
(21.–23. Preis)
J. Eichhorn, Großenhain, 8280;
Z. Pörner, Köthen, 4370;
H. Schulze, Zeulenroda, 6570;
1000,– M (24. Preis)
Thomas Völker, Osterburg, 3540;
750,– M (25. Preis)
Annemarie Keste, Polzow, 2101;
300,– M (26. Preis)
Petra Fickert, Gülitz, 2041;

Büchergutscheine im Wert von je 200,– M
(27.–31. Preis)
G. Aßmus, Suhl, 6012; Regina Baudiß, Leipzig, 7030; Wilhelm Gedeon, Merseburg 3, 4200; Lissi Geyer, Erfurt, 5068; Klaus Mößner, Leipzig, 7050;

Büchergutscheine im Wert von je 100,– M
(32.–41. Preis)
Helga Dietrichs, Halle Neustadt, 4090; Ronald Haacke, Brietz, 3561; Alfred Lück, Potsdam, 1580; D. Menzel, Dresden, 8023; Ralf Niederhausen, Dermbach/Rhön, 6205; Ellen Röpcke, Rostock-Groß Klein, 2520; Ruth Teipelke, Neubrandenburg, 2000; Alfred Unger, Bernau, 1280; Herbert Voß, Meißen, 8250; W. Wilhelm, Coswig, 8270;

Büchergutscheine im Wert von je 50,– M
(42.–61. Preis)
Elisabeth Borrmann, Leibsch/Spreewald 7551; Uwe Brendel, Göhren/Rg., 2345; Renate Burghardt, Leipzig, 7010; Tabea Domann, Berlin, 1058; Lucie Drewes, Bützow, 2620; Kathi Felfe, Strausberg, 1260; S. Fichte, Dresden, 8027; Eva Goldberg, Zodel, 8901; Heike Hedrich, Gera, 6500; Rosemarie Heide, Bad Saarow, 1242; H. Hille, Dresden, 8036; Rita Hippe, Dresden, 8010; Frank Hübner, Pirna, 8300; Volker Köhn, Lüttow, 2821; Heike Kolo, Schorbus, 7501; S. Reiff, Torgau, 7290; U. Rößler, Dresden, 8053; Elfi Scheffler, Merseburg, 4200; Karl Schulze, Hoyerswerda, 7700; H. Severin, Rostock 27, 2520;

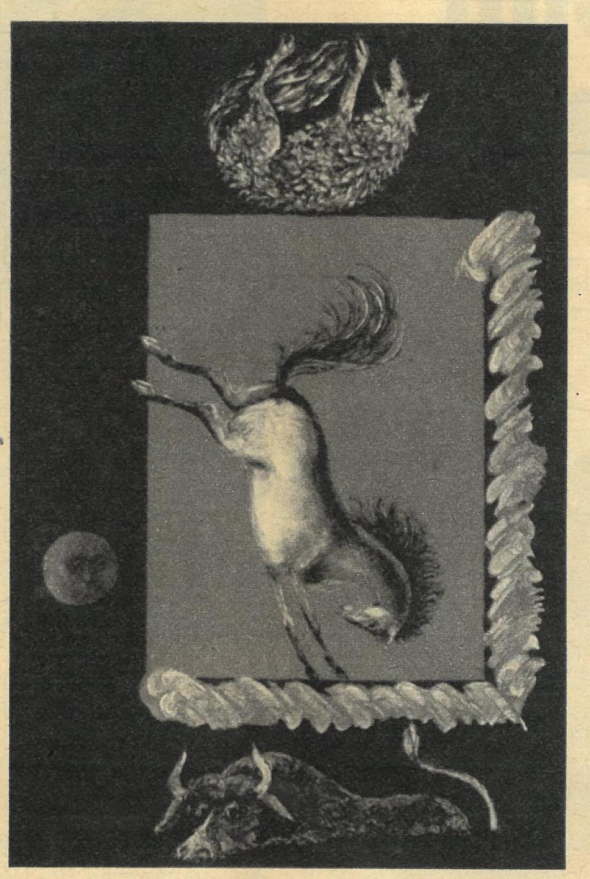
Büchergutscheine im Wert von je 30,– M
(62.–161. Preis)
Dora Abel, Sömmerda, 5230; Janet Alsleben, Köthen, 4370; Bettina Amarell, Hinternah, 6051; R. Baartz, Schwerin, 2793; Benny Bachmann, Lengenfeld, 9802; Irene Barth, Hohen Neuendorf, 1406; Gesa Barz, Berlin, 1130; Jutta Beckel, Rubitz, 2591; Elke Berbig, Leipzig, 7010; Günther Blumenstengel, Greifswald, 2200; Monika Bock, Merseburg, 4200; Thomas Böhm, Neuhaus a. R., 6420; Horst Böhmer, Eberswalde-Finow 4, 1301; E. Börner, Naumburg, 4800; Wally Bortfeldt, Löbau, 8700; Christine Braune, Magdeburg, 3015; E. Buchholz, Rostock 26, 2520; Elsbeth Bühnemann, Halle-Neustadt, 4090; Ruth Bunge, Teutschenthal, 4112, Ines Ciestok, Schackensleben, 3241; A. Dick, Zingst, 2385; Hanna Dietzsch, Auerbach, 9700; Werner Dörr, Dresden, 8021; Luzie Drost, Ballenstedt, 4303; Angret Ede, Rostock 22, 2520; Siegfried Ehrenberg, Frankfurt/O., 1200; Karl Fankhänel, Lößnitz, 9407; Alexandra Flath, Pobershau, 9344; M. Friedrich, Karl-Marx-Stadt, 9044; Petra Funke, Engelsdorf, 7123; Ines Gebhardt, Gröditz, 8402; Göllner, Dresden, 8019; Ilse Grabow, Thalheim, 9166; R. Gritzka, Kyritz, 1910; E.-M. Gröger, Bitterfeld, 4400; Kerstin Gromeyer, Tangermünde, 3504; Ilse Hennig, Burg, 3270; Solveig Hering, Netschkau/V., 9804; Steffen Hildebrandt, Altwigshagen, 2111; Dieter Hohn, Suhl, 6018; Martha Horn, Erfurt 5080; Chr. Hundertmark, Zeitz, 4900; Jakob, Köthen, 4370; R. Juds, Saßnitz, 2355; Gertraude Kaufmann, Hennigsdorf 2, 1422; Robert Kaufmann, Jena, 6900; Hans-Dieter Keil, Leipzig, 7010; Anja Knackmuß, Mahlwinkel, 3511; Christa Kohl, Ilsenburg, 3705; Heinz Köhler, Magdeburg, 3080; Irmgard Köhler, Pirna, 8300; Jürgen Kramp, Beilrode, 7292; Simone Krämer, Bechstedt, 6821; Dieter Krause, Freital 3, 8210; U. Krause, Dessau, 4500; Doris Krilla, Böhlen, 7202; Krüger, Riesa, 8400; Gertrud Kulsdorf, Wolfen 3, 4440; Andreas Langer, Genthin, 3280; Anneli Lawnitzak, Dabrun, 4601; Karl-Heinz Lemenitzer, Großschönebeck, 1294; D. Lorenz, Dresden, 8046; Rainer Mähler, Altenburg, 7400; Sabine Mascieniec, Leipzig, 7062; Anneliese Mielke, Rostock 25, 2520; Gerhard Mittag, Dresden, 8040; A. Müller, Kyritz, 1910; Heide Müller, Schwedt/Oder, 1330; Ines Müller, Ostritz, 8906; Steffen Näther, Erkner, 1250; Petra Pfotenhauer, Bad Berka, 5302; Jörg Preuß, Elbingerode, 3703; Monika Rasser, Coswig, 8270; Michael Reffert, Gommern-Vogelsang, 3301; Charlotte Reichel, Löbau, 8700; Ursula Richter, Niedersteinbach, 7231; Christa Saumsiegel, Leisnig, 7320; Anne Schiemann, Neubrandenburg, 2000; Hans Schmalz, Radebeul, 8122; H. Schönewald, Eisenach, 5900; Helgard Schomber, Rotschau, 9801; Annett Schönrock, Neubrandenburg, 2000; Fritz Schröder, Jürgenstorf, 2041; Marlies Schulz, Eisenhüttenstadt, 1220; Bärbel Schulze, Salzwedel, 3560; J. Schulze, Schwarze Pumpe, 7610; Günter Seidenbecher, Berlin, 1197; Heinz Siegel, Freiberg, 9200; Rolf Stürzenbecher, Conow, 2806; Ch. Thiel, Frankfurt/O., 1200; Rudolf Urbanski, Neukieritzsch, 7207; Ingeborg Voigt, Magdeburg, 3034; Lore Weile, Aschersleben, 4320; Joachim Werner, Stralsund, 2300; Christa Wienecke, Jena, 6900; Daniela Wolfram, Frankfurt/O., 1200; Michael Wimsel, Leipzig, 7022; Andrea Zärtner, Sangerhausen, 4700; Matthias Zschätzsch, Berlin, 1090; Felizitas Hofmann, Vetschau, 7544.

Die Kinderserie Chljup und Krapa wird in Heft 1 an gewohnter Stelle fortgesetzt.

Der dumme Wolf

Eines Tages, es war schon beinahe Abend, trug sich folgende Geschichte zu: Ein Wolf schlich durch den Wald. Er war hungrig, und ihm entgegen trottete ein Esel. „Esel“, rief da der Wolf, „ich werde dich jetzt fressen!“
„Ach du meine Güte, Bruderherz“, wunderte sich der Esel, „solltest du wirklich so dumm sein? Weißt du denn nicht, daß das Fleisch eines Esels nur am Morgen bekömmlich ist? Frißt man einen Esel zur Nacht, so wirkt die Mahlzeit wie tödliches Gift. Wenn du nicht zu sterben beabsichtigst, so warte besser noch ein wenig und verweile. Ich bereite dir ein Nachtlager, du schläfst dich aus, und am Morgen dann warte ich als köstliches Frühstück auf dich.“

„Bist ein Prachtbursche“, knurrte der Wolf erfreut, „du urteilst mit Verstand. Na, mach schon, bring mir was Weiches zum Schlafen, aber flink. Ich warte hier solange.“
So schnell ihn seine kleinen Hufe trugen, lief der Esel zu seinem Haus – und natürlich dachte er nicht daran, zu dem bösen Wolf zurückzukehren. Der Wolf aber wartete die ganze lange, dunkle Nacht hindurch, und erst als die letzten Sterne am Himmel verblaßten, begriff er, daß der Esel ihn hereingelegt hatte. Mit einem riesigen Zorn im Herzen und einem gewaltigen Hunger im Bauch strich er aufs neue durch das Dickicht des Waldes. „Ich schwöre“, heulte der Wolf vor sich hin, „daß ich jedes Lebewesen, das mir jetzt begegnet, gleich mit einem einzigen, großen Haps hinunterschlucken werde.“
Da, vor der aufgehenden Sonne, erblickte er plötzlich ein Ziegenböcklein. „Hoh, hoh, hoh, Ziegenböcklein, ich werde dich jetzt fressen“, brüllte der Wolf.
Das Ziegenböcklein aber erwiderte ergeben: „Ich bin in deiner Gewalt. Doch was hat mein Fleisch schon für einen Geschmack, wenn der Knoblauch fehlt, wenn du keinen würzigen Kerbel und kein frisches, grünes Lauch dazu essen kannst? Ich wäre nichts weiter, als ein fader Fleischklumpen. Erlaube mir, daß ich nach Hause eile, um Knoblauch und alles übrige herbeizuschaffen!“
„Irgendwie hast du recht“, zeigte sich der Wolf einverstanden, „ich habe auch davon gehört, daß man junges Ziegenfleisch mit Knoblauch, saurer Tunke und Lauch verspeist. Du hast gut getan, mich daran zu erinnern. Also los, troll dich, und daß du mir auf dem schnellsten Wege wieder hier bist!“
Der Wolf wartete eine Stunde, er wartete viele Stunden auf seinen Ziegenbraten – doch er wartete vergeblich. Ach, wie knirschte da der Wolf mit den Zähnen, wie sträubte sich da sein Fell – und nicht etwa, weil ihn der Hunger so zwickte und zwackte, sondern vor ohnmächtiger Wut darüber, daß er wieder übers Ohr gehauen worden war. Und von wem? Von einem kleinen Ziegenbock!
„Der Esel hat mich zwar auch überlistet, doch ein Esel ist immerhin ein Esel, ein erwachsenes Tier... Jetzt aber bin ich einem dahergelaufenen Ziegenböcklein auf den Leim gegangen. Das nächste Mal muß ich aufpassen, daß mir solch eine Schande nicht noch einmal widerfährt.“



Die Illustration zu diesem Märchen ist auf der Seite 56.

Die Lakier (früher unter den Bezeichnungen Kasikümuchen und Kasikumyken bekannt) nennen sich selbst „Lak“. Sie sind hauptsächlich in der zur RSFSR gehörigen Dagestanischen ASSR beheimatet, Kurzbezeichnung: Dagestan. Dagestan befindet sich im östlichen Teil des Nordkaukasus am Kaspischen Meer. Das Territorium beträgt 50 300 km², die Hauptstadt ist Machatschkala. Das Klima ist Übergangsklima vom kontinentalen zum subtropischen Typ; die Lakier bevorzugen das Leben in den Bergen.

So stromerte der Wolf, mit sich selbst hadernd, immer weiter durch den Wald, bis er endlich aus dem tiefen Unterholz herauskam und das weite Meer vor ihm lag. Und da, am Ufer, sah er einen Büffel, der sich vergnügt in einer großen, schlammigen Lache wälzte.
„Büffel, hallo, Büffel, nimm Abschied von deinem Leben, ich werde dich gleich fressen!“ brüllte der Wolf, fletschte die Zähne und setzte zum Sprung an.
„M-m-m, ich dachte, du wärest gescheiter“, gab ihm der Büffel träge zur Antwort, „doch offensichtlich gibt es kein dümmeres Tier als dich. Was brüllst du eigentlich so und führst dich auf wie toll? Deinen Hauern kann ich sowieso nicht entrinnen. Du solltest lieber sagen: ‚Los, Büffel, geh dich baden, mir vergeht der Appetit bei deinem Anblick‘, das wäre weise und klug gesprochen!“
„Recht hast du“, rief der Wolf zurück, „geh baden! Aber sieh zu, daß du nicht zu lange im Wasser bleibst, ich bin mächtig hungrig!“
„Keine Sorge“, beruhigte ihn der Büffel und lief zum Meer. Eine ganze Weile saß der Wolf geduldig am Ufer. Immer weiter und weiter schwamm der Büffel hinaus.
„Jetzt reicht es aber“, rief schließlich der Wolf empört, „du bist sauber genug, hast du etwa vergessen, daß ich hier auf dich warte?“
„Da kannst du warten, mein Lieber, bis du grau wirst! Wie könnte es einem solchen Dummkopf wie dir gelingen, mich zu fressen?“ schallte die Stimme des Büffels über das Wasser und verhallte als Lachen am Horizont.
Dem Wolf war, als müßte er sich selbst in den Schwanz beißen – wieder war er um seine Beute gebracht worden!
Endlich machte er sich auf den Heimweg. Als er, schon ganz von Kräften, seinen heimatlichen Wald erreicht hatte, da sah er auf einer Lichtung eine Stute. „Nun, mein Liebchen, du aber entgehst mir nicht!“ ächzte der Wolf mit letzter Kraft.
„Wolf“, flehte die Stute, „im Vergleich zu dir bin ich nur eine Unwürdige und offensichtlich dazu bestimmt, deinen Hunger zu stillen. Doch zeig dich gnädig, erfülle das Vermächtnis meines verblichenen Vaters. Nach seinem Willen darf ich nur dann sterben, wenn man mir vor meinem Tode sagt, wie alt ich geworden bin. Mein Geburtsdatum aber steht auf meinen Hufen geschrieben.“
Der Wolf, der bei den Worten der Stute immer ungeduldiger geworden war, ließ sich überreden. „Der Wille eines Verstorbenen ist heilig“, japste er, „mach schon, zeig mir deine Hufe!“

Die Stute aber bäumte sich auf und schlug mit ihren schweren Hufen nach dem Kopf des dummen, dummen Wolfes, so daß dieser durch die Luft wirbelte und tot auf die Erde niederfiel.

Die Auswahl der Märchen und die Übersetzung aus dem Russischen besorgte Gabriele Kleiner; Redaktion: Gisela Reller.

Die Bilder auf diesen Seiten sind ein Kapitel Glesiener Geschichte und Gegenwart. Dargestellt am bewegten Leben eines Arbeitersportlers, der vor genau 60 Jahren mit sowjetischem Visum und ein ganzes Stück Wegs per Schiff zum damals größten sportlichen Ereignis in der Sowjetunion seit dem Roten Oktober fuhr, sowie an einem Mädchen und einem Jungen, die zu Sommersanfang '88 mit acht Spartakiade-Goldmedaillen Glesiener Traditionen fortsetzten und „Schillersches Erbe" wieder lebendig werden ließen.

Geschichte(n) aus Glesien

oder Das Koppelschloß unterm Dach

Auf der Autobahn von Berlin nach Leipzig, am Kilometerstein 112,5, gibt es eine unauffällige Ausfahrt. Ihr Nutzeffekt ist ein ökonomischer und besteht darin, daß sie den Weg in die Messestadt wennschon nicht zeitsparender dennschon kürzer macht als übers Schkeuditzer Kreuz. Links über die Brücke und nach ein paar hundert Metern rechter Hand zu sehen: Glesien, Kreis Delitzsch, Bezirk Leipzig.

LPG (Pflanzenproduktion) „Karl Marx" mit angeschlossener Betriebssportgemeinschaft „Traktor". Dort wird zuallererst und bis in die Kinder- und Jugendklassen hinein schon oft vergoldeter Handball gespielt. Auch Fußball und Billard. Es gibt sogar Gymnastik für die Frauen. Um ein paar Ecken die Schule, die den Namen Wilhelm Piecks trägt. Darin Schüler, eine Lehrerschaft und ein alle und alles aktivierender Direktor Harry Rometsch, für die Sport längst etwas mehr ist als die „schönste Nebensache der Welt".

Sie haben Leistung zu bieten und pflegen nicht nur aus rein sportlichen Gründen eine schon im vorigen Jahrhundert von der Arbeiterklasse begründete Tradition oder besser gesagt, die „Glesiener Tradition". Über vier Fünftel des langen, von vielen Generationen gegangenen Weges durch mehr als 100 Jahre Glesiener Arbeiterbewegung marschierte der Sport mit. Letztes Jahr hatte auch er einen runden Geburtstag: 80 Jahre Glesiener Arbeitersportbewegung.

Die Sprinterin, Weitspringerin, Hürdenläuferin Ria Bödemann und der Kugelstoßer Rene Sack haben in ihrem Heimatdorf mitnichten nur das Abc gelernt. Mit dem zur Neige gehenden Jahr '88 verbindet sich für sie eine sportliche Hoch-Zeit, auf die sie im Schoße der Glesiener Schule mittels jahrelangen Trainingsfleißes hingearbeitet haben. Von der Kreis- und der Bezirksspartakiade brachten sie zu zweit insgesamt acht Goldmedaillen mit nach Hause. Worüber sich Schüler wie Lehrer genauso freuten wie vor Jahresfrist über den Postboten, der das Bestätigungsschreiben für Rias Delegierung zur Leipziger Kinder- und Jugendsportschule „Friedrich Ludwig Jahn" in Harry Rometschs Dienstzimmer abgeliefert hatte.

★

So ein „großes Ding" war auch, als der Dachdecker Werner Schwarz bei Reparaturen auf dem Boden des Hauses Delitzscher Straße 33 ein Koppelschloß fand. Eins vom Roten Frontkämpferbund, und wie sich später herausstellte, gehörte es einst einem Sohn der Gemeinde namens Paul Schiller. Zu besichtigen ist es im vor elf Jahren eingeweihten Wilhelm-Pieck-Kabinett – einem mit viel Sorgfalt hergerichteten Traditionszimmer in der alten Schule, die zu Urgroßmutters Zeiten und auch noch in Paul Schillers Jugendjahren, wer weiß warum, immer nur „Vogelbauer" hieß.

Paul Schiller. Geboren 1906 in einer vielköpfigen Arbeiterfamilie, die allzufrüh den auf einem Gutshof verunglückten Vater verlor. Kinderarbeit, dann als Knecht mal bei diesem, mal bei jenem reichen Bauern, später Maurer, schließlich arbeitslos. Damit etwas auf den Tisch kam, nahm er für ein paar Groschen Gelegenheitsarbeiten an. Die Achtung vor seiner Hände Arbeit erwies ihm erst jener Staat, von dem er immer geträumt hatte – die DDR. Die Baubrigade, der er vorstand, schlug ihn fünfmal zum Aktivisten.

Mit vierzehn Mitglied der Freien Turnerschaft: Trommler im Spielmannszug, Turner und Leichtathlet, leidenschaftlicher Schachspieler. Mit sechzehn beim I. Arbeiter-Turn- und Sportfest 1922 in Leipzig. Mit achtzehn einer von vierzig Arbeitern, die in der Delitzscher Gegend eine Ortsgruppe des RFB gründeten. Mit einundzwanzig KPD-Mitglied. Mit zweiundzwanzig in Moskau einer der 200 deutschen Delegierten zur I. Völkerspartakiade der UdSSR und zugleich ersten Spartakiade der Roten Sport-Internationale.

Werner Seelenbinder dabei und Bruno Plache und Kurt Wabbel. Ein Leben lang war Paul Schiller stolz darauf, daß er Seelenbinder dort siegen sah. So wie den später zweimal olympisch vergoldeten finnischen Langstreckenläufer Volmari Iso-Hollo. Oder den sowjeti-

schen Sprinter Kornijenko, der mit 10,8 s über 100 m genauso schnell war wie drei Wochen zuvor der Kanadier Percy Williams im olympischen Finale von Amsterdam. Oder die Weitspringerin Schamanowa, die nicht allzuweit vom damaligen Weltrekord der Japanerin Kinue Hitomi entfernt blieb. Oder das Mädchen Sikina, ein Paradiesvogel der Leichtathletikgeschichte: 2,405 m in der „Frauendisziplin" Stabhochsprung!

„Vor allem aber Seelenbinder – das war ein Kerl!" erzählte Paul Schiller später und immer wieder seinem Sohn Roland. Und es bewegte ihn fast noch mehr als dessen Sieg, daß der landauf, landab ungewöhnlich populäre Ringer im Jahr dieses für alle überwältigenden Erlebnisses Moskau den Antrag stellte, Mitglied der KPD zu werden.

★

Es führten damals viele Wege nach Moskau. Abenteuerlich waren sie alle. Der Großteil der deutschen Delegation fuhr mit dem von der Sowjetregierung zur Verfügung gestellten Motorschiff „Alexander Rykow" von Stettin nach Leningrad. Paul Schillers erste große Reise, und dann auch noch übers Meer! Andere kamen per Segelboot an die Newa. Vier Berliner gingen zu Fuß, drei Leipziger fuhren mit dem Motorrad, und es gab ja auch noch die Eisenbahn. Wie eine Sternfahrt, und der Treffpunkt für alle: Moskau.

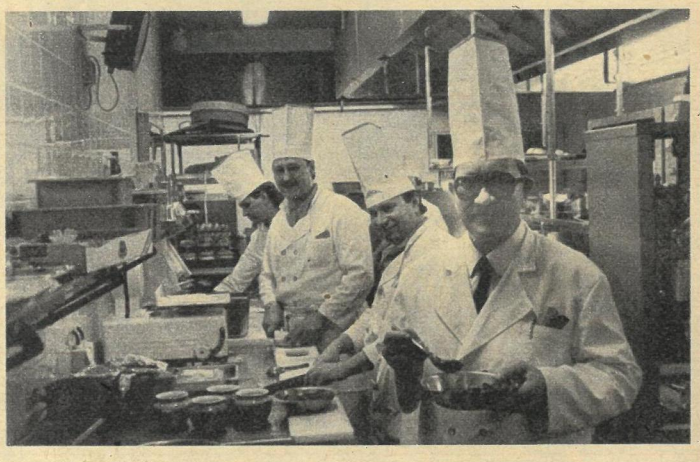
„Dabeigewesen zu sein bleibt in dir drin, solange du lebst", hat Paul Schiller seinem Sohn einmal gesagt. Er erzählte oft von jenem Tag, an dem er Gast im Moskauer Staatsverlag war – wo man ihm ein fast lebensgroßes Bild Lenins schenkte, das er während der Nazizeit in ein Wachstuch wickelte und vor den ständigen Hausdurchsuchungen unter den Dielenbrettern versteckte. Heute gehört es zu den Schaustücken im Wilhelm-Pieck-Kabinett. Auch saß Paul Schiller im Bolschoi Theater, wo Ernst Thälmann sprach und Nadeshda Krupskaja, Lenins Frau und Kampfgefährtin. „Vor allem für einen jungen Zuhörer wie mich war das ein Fanal, die Freundschaft zur Sowjetunion wie den eigenen Augapfel zu hüten."

Die 9. Klasse der Wilhelm-Pieck-Oberschule hat das bewegte Leben des 1976 verstorbenen Arbeitersportlers Paul Schiller in eine große weiße Mappe geschrieben. Sich mit einem Stück Geschichte der Arbeiterklasse zu beschäftigen war Herzenssache und lehrreich für sie. Und daß die Glesiener Jugend so gern und auch erfolgreich Sport treibt, ist so etwas wie ein Schillersches Erbe oder, wie der stets bescheidene Paul Schiller sagen würde: Wenn schon Erben, dann seid ihr u n s e r e , denn wir waren damals viele.

So mancher morgendliche Schulweg führt an jenem Haus vorbei, in dem die ehemalige Gärtnerin Martha Elkner wohnt. Sie könnte stundenlang über jenen Mann erzählen, der sie vor 55 Jahren an die Hand nahm und zum Standesamt führte. Dem sie immer hinterherwinkte, wenn er in aller Herrgottsfrühe mit dem Fahrrad weite Wege machte, um seiner Arbeit nachzugehen oder um welche zu suchen. Oder wenn er damit aus „sportlichen Gründen" vom Feld-und-Wiesen-Dorf Glesien zu Gewalttouren quer durch den Harz aufbrach. Eine Spazierfahrt dorthin ist das auch heute nicht...

Nach Aufzeichnungen der Wilhelm-Pieck-Schule und Roland Schillers nacherzählt von Hans Richard Vollbrecht.
Fotos: Karlheinz Friedrich (2), privat

Mit Paß und Visum und dem Dampfer „Alexander Rykow" startet Paul Schiller (x) 1928 gen Moskau



Leningrader Mitternachtssuppe

Wie wär's mit einem Ausflug in fremde Küchen zum Jahreswechsel, liebe Leser. Im Dresdner Hotel „Bellevue" waren zum ersten Mal Köche aus Leningrad vom 5-Sterne-Hotel „Pribaltiskaja" zu Gast, um die Besucher unter dem Motto „Russische Winterphantasie" eine Woche lang zu beköstigen. Dieser Austausch, den Dresdner Köche erwidern werden, ist ein weiterer Baustein der freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Partnerstädten. Grund für uns, nach Dresden zu fahren und Chefkoch Juri Sabotin (im Foto rechts) nach typisch russischen Gerichten zu befragen, die man bei ihm zu Hause zum Neujahrsfest ißt. Zwischen den Töpfen, bevor er sein Menü den nächsten Gästen serviert, verriet er uns seine Rezepte für

Feiertags-Schtschi

500 g Sauerkraut kleinhakken, mit 200 g geräuchertem Schweinefleisch (Rippchen, Eisbein etc.), 50 g Butter und 50 g Tomatenmark 2 Stunden kochen. Inzwischen in einer kleinen Kasserolle 100 g geriebene Mohrrüben mit 1 großen gehackten Zwiebel in 30 g Butter gar schmoren. Möhrenmasse und 2 l Rindsbrühe (aus 1 kg Knochen, eine 3/4 Stunde lang gekocht und durchgesiebt) zur Krautmasse geben, nochmals 1 Stunde kochen. Nun die Suppe in 4 feuerfeste Keramiktöpfchen gießen. Zur Verfeinerung 100 g Champignons oder getrocknete Pilze in Wasser kochen und anschließend in etwas Butter leicht anbraten. Auf die Portionen verteilen. In jede Schale 1/2 Lorbeerblatt, etwas Pfeffer und 1 zerdrückte Knoblauchzehe geben. Nun aus 150 g Mehl, 1/4 TL Salz, 50 ml Wasser und 1 Ei einen Teig kneten, ausrollen und für die Förmchen entsprechend große Kreise ausstechen und oben auf die Suppe legen. Im Ofen bei Mittelhitze backen, bis die Teighaube goldbraun ist. Bei Tisch das Gebäck abnehmen und dazuessen. Nach Belieben zur Suppe saure Sahne reichen.

Bliny

1/2 l warme Milch, 20 g Hefe, 50 g Zucker, 400 g Mehl, 2 Eigelb, etwas Salz gut miteinander vermischen und gehenlassen, zwei- bis dreimal umrühren. Dann das geschlagene Eiweiß unterheben, der Teig soll zähflüssig wie Honig sein. In einer Pfanne Butter erhitzen, portionsweise Teig hineingeben und etwa 30 dünne Pfannkuchen von beiden Seiten goldbraun backen. Dazu schmecken saure Sahne, Honig, Konfitüre, flüssige Butter, kleingeschnittener Salzhering, geräucherter Fisch, Kaviar, angebratene feingehackte Pilze oder Reibkäse.
Wir hoffen, daß sich bei Ihnen das alte russische Sprichwort „Die erste Plinse wird ein Klumpen" nicht bewahrheitet, und wünschen guten Appetit!

Ihr Leserforum

Jubiläumsgast aus Halle

In der FREIEN WELT 24/88 las ich „Fragen eines Generals". Mir hat mein Vater den Weg zur Freundschaft mit der Sowjetunion gewiesen. Er war mir Vorbild in allen Lebenslagen. Ich hatte schon das Glück, zum 50. Jahrestag der Gründung des Bundes der Freunde der Sowjetunion in Berlin dabeisein zu dürfen. Nun war ich auch zum 60. Jahrestag auf der Festveranstaltung im Berliner Maxim Gorki Theater – eine große Freude für mich.

Gretel Schwarz, Halle (Saale)

Wir erfuhren: Gretel Schwarz trat 1929 gemeinsam mit ihrem Vater – er war Kommunist und Vorsitzender des Arbeiter-Esperanto-Bundes – dem Bund bei. Später war sie 25 Jahre lang ehrenamtliches Mitglied der Leitung des Hauses der DSF „A. S. Puschkin" in Halle. Vielen Pionieren und FDJlern hat sie ein lebendiges Geschichtsbild der zwanziger Jahre vermittelt und von ihren Reisen in die UdSSR erzählt.

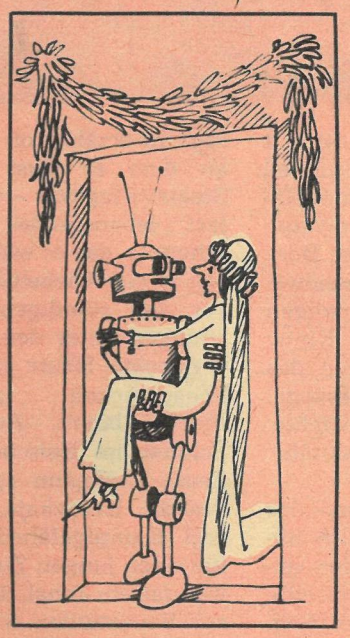
Das Soldbuch beweist es

Viele Menschen meines Jahrgangs sind den „Weg aus der Verstrickung" gegangen, auf unterschiedliche Weise (Erinnerungen von Heinz Felfe, FW-Serie Teil 1, 23/88), einig aber im Bestreben, ein Chaos wie den zweiten Weltkrieg für immer aus der Zukunft der Menschheit zu verbannen. Ich erlebte selbst, wie ehemalige Einheiten der faschistischen deutschen Wehrmacht in englischer Gefangenschaft personell zusammengehalten wurden. Ich gehörte einer solchen Einheit in Kiel-Wik (ehemalige Marinekaserne) an. Unser Ausweis blieb das Soldbuch der Nazi-Wehrmacht. Vergütung erhielten wir unter dem Begriff „Wehrsold", natürlich entsprechend dem Dienstgrad und säuberlich Monat für Monat eingetragen. Das kann ich beweisen, ich besitze das Buch noch. Rangabzeichen und Auszeichnungen wurden von denen, die sie noch hatten, wieder getragen. Sogar ein Patenoffizier der englischen Besatzungsmacht wurde unserer Einheit zugewiesen. Entlassungen nach der damaligen sowjetischen Besatzungszone lehnten die englischen Militärbehörden strikt ab. Das war für viele von uns nicht der Weg, den wir als Neubeginn erhofften. So gab es für uns nur den illegalen Grenzübertritt, um in unsere Heimat zu gelangen. Einige aber sind unbelehrbar geblieben, und das faschistische Gedankengut ist nach wie vor tief in ihnen verwurzelt, wie der Dokumentarfilm über „Kamerad Krüger" von Heynowski und Scheumann verdeutlichte.

Oskar Kunath, Hohenstein-Ernstthal

1 + 3000 = 2?

Vor längerer Zeit schrieben Sie über Probleme der Partnersuche und wie man ihnen in Bulgarien beizukommen versucht („Kontakte", FW 21/88). Da ich auch allein lebe, interessiert mich dieses Thema. Mehr als von Annoncen und Klubs halte ich von der Computer-Vermittlung. Darüber las ich einiges in einer Zeitschrift aus der ČSSR. Dort gibt es seit 20 Jahren den Vermittlerdienst „Kontakt". Man bezahlt einen Betrag von 70 bis 100 Kronen und beantwortet einen Fragebogen mit 100 Positionen. Jährlich füllen etwa 15 000 bis 20 000



Menschen diese Bögen aus, rund 5 Prozent von ihnen schicken später Heiratsanzeigen. Einmal im Vierteljahr vergleicht der Computer die Angaben jedes Interessenten mit rund 3000 anderen. Solch eine große Auswahl hat man bei Zeitungsinseraten bei weitem nicht.

Irene S., Berlin

Was lange währt ...

... wird endlich gut! Zu unserem Artikel über Friedrich Wilhelm, den „Großen Kurfürsten" (FW 10/88), hatte sich im Mai 1988 eine Leserin aus Greifswald enttäuscht darüber geäußert, daß ein Denkmal dieses Potentaten in der Nähe von Putbus ramponiert inmitten verwilderten Gestrüpps steht. Wir machten telefonisch den Putbuser Bürgermeister darauf aufmerksam und wurden von ihm an die Gemeinde Kasnevitz verwiesen, auf deren Territorium das Denkmal steht. Der dortige Bürgermeister reichte uns weiter an den Rat des Kreises ... Es zog sich hin, wir baten unsere Leserin, von Greifswald aus noch einmal nachzustoßen. Das Ergebnis freut sie und uns:

Der Rat des Bezirkes, an den ich mich nun auch noch gewandt hatte, sorgte dafür, daß zwischen dem Rat des Kreises Rügen und dem Bürgermeister von Kasnevitz Termine für die Beseitigung des Wildwuchses und weitere Pflegemaßnahmen festgelegt wurden. So werde ich mich im Frühjahr 1989 vor Ort davon überzeugen und vielleicht auch den Bürgermeister besuchen, er muß doch sehen, welcher „pommersche Dickschädel" die Sache eingefädelt hat.

Christel Wendt, Greifswald

Club „Epmup"?

Kommt, laßt uns gründen einen Club; wir nennen ihn dann stolz EPMUP. Den Vorsitz führt, das sei gewiß, wer dies Vorweihnachtswitzchen riß.

Fröhlichen Gruß!
Josef Schwirtz, Gera

Danke, daß Sie uns das Versehen im Text zur Kreisleiste so humorvoll unter die Nase reiben (Rätsel FW 23/88). Natürlich sollte von links nach rechts gelesen werden. Dann lautet das Lösungswort – aber lesen Sie doch einfach Epmup von rechts nach links!

In eigener Sache

Alles Gute zum neuen Jahr für alle Mitarbeiter der FREIEN WELT! Meine Wünsche möchte ich mit einem Dankeschön für die mühevolle Arbeit im Interesse der Leserschar und mit meiner Gratulation zum „Preis der Freundschaft" verbinden.

Gerdi Rietzschel, Leipzig

Wir danken Ihnen, liebe Frau Rietzschel, und allen anderen Lesern, die uns ebenfalls zu unserer Auszeichnung gratuliert haben, ganz herzlich!

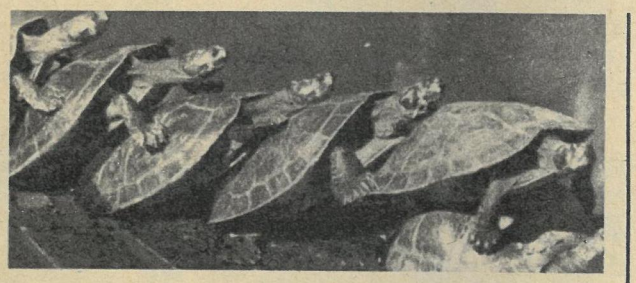
Redaktion: Ingrid Buchholz, Helga Bengtson; Fotos: Tanzpaar, Dreigespann und Kleeblatt sind Aufnahmen unserer Leser Detlef Hanßen, Berlin, Stephan Lippmann, Lichtenstein u. Axel Klöhn, Greifswald; ADN-Tele (2), ADN-ZB/Weisflog, MTI/Kálmándy, Andreas Meschke, Detlef Christel; Vignette: Martin Kotsch

Auf die Plätze, fertig, los!

Wir sind fest davon überzeugt, liebe Leser, daß Sie 1989

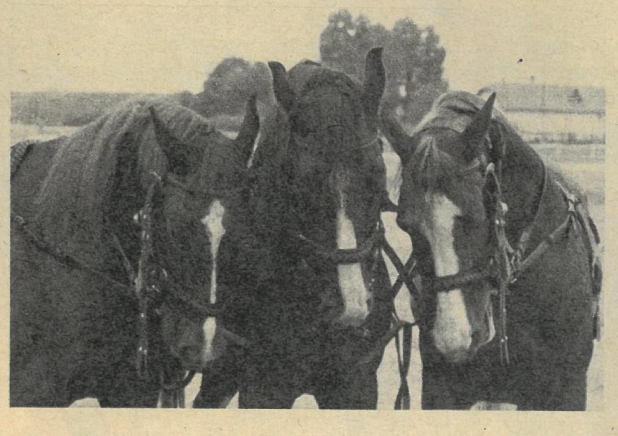
... sowohl beruflich als auch en famille einen Zahn zulegen. (Denn Vorsicht: Den Letzten beißen die Hunde!)

... sich tüchtig in Schwung bringen lassen (und wenn's durch die eigene Frau ist).



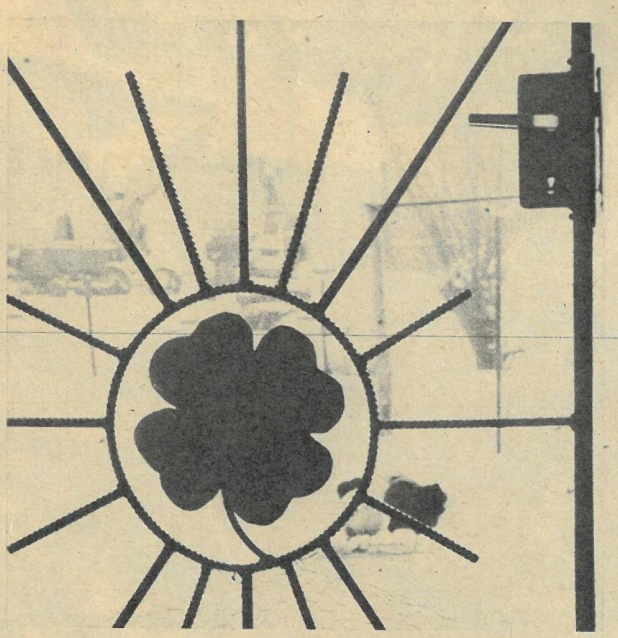
... immer alles schön in die Reihe bringen. (Damit sich keine Irrtümer einschleichen: Die Herren und Damen Schildkröten pflegen auf solche Weise ein optimales Sonnenbad zu nehmen.)

... in angespannten Situationen den Kopf oben behalten (und weder mit demselben durch die Wand gehen noch irgendwelche Pferde scheu machen).



... Zug um Zug vorankommen bei der Verwirklichung guter Vorsätze. (Es könnte ja eine Nikotin-Entwöhnungskur sein.)

... Ihrem Affen hin und wieder Zucker geben. (Sie müssen deshalb nicht gleich Kopfstände machen!)



... eisern an Ihrem und Ihrer Mitmenschen Glück basteln (ohne dabei alles über den grünen Klee zu loben). Toi, toi, toi!

Preisfrage

Heft 27/88

Welche Länge erreicht der Hausen?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 3/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 18. Januar 1989. Auflösung von Heft 24/88: Im Internierungslager Le Vernet schrieb Friedrich Wolf dieses Drama. Wir gratulieren Matthias Knab, Schwarzenberg. Auflösung von Heft 25/88: Prinz Max von Baden. Wir gratulieren Herta Linke, Diehsa.

Так было правильно

Die Auflösung aus Heft 24/88 „Kommt Zeit, kommt Rat" – Russisch in Redensarten – lautet:

1. Делу время, а потехе **час.**
2. Утро **вечера** мудренее.
3. Дорога **ложка** к обеду.
4. беречь копейку на чёрный **день**

Es gewannen: 100 M – Manfred Bittner, Falkenhain; 75 M – Dorina Wendland, Klietz; je 50 M – Stefanie Triller, Bad Köstritz; Familie Schlenter, Altjeßnitz; Doreen Kräuter, Brandenburg. Herzlichen Glückwunsch!

Wer schreibt uns?

Irina Pomekowa, 14 Jahre alt, besucht eine Sportschule, sammelt Briefmarken, Aufkleber. UdSSR, Moskowskaja obl., Puschk. rajon, 141 240 Mamontowka, per. Molodjoshny 2-64

Eduardas Platovas, 24 Jahre alt, Student, Hobby: Rock- und Popmusik, wünscht Briefwechsel in englisch oder russisch und Austausch von LPs. UdSSR, Litauische SSR, 232 054 Vilnius, ul. Sauletekio 6

Swetlana Iwanowna, Bauingenieur, Interessen: Musik, Theater, Literatur, Gedichte, sammelt Ansichtskarten, Briefmarken, Souvenirs. UdSSR, Kemerowskaja obl., 654 041 Nowokusnezk 41, pr. Oktjabrski 2a-36

Liis Ojasaar, 13 Jahre alt, Interessen: Sport, Musik. UdSSR, Estnische SSR, 203 300 Kuressaare, Reche 7-54

Nick Polansky, interessiert an deutscher Sprache und dem Leben in der DDR, sucht Brieffreunde. UdSSR, 191 028 Leningrad, Mochowaja ul. 31, kw. 4

Andrej Jegorow, 17 Jahre alt, Interessen: moderne Musik, Fotografie, wünscht Briefwechsel in russischer oder englischer Sprache. UdSSR. 410 600 Saratow, ul. Rachowa d. 168, kw. 69

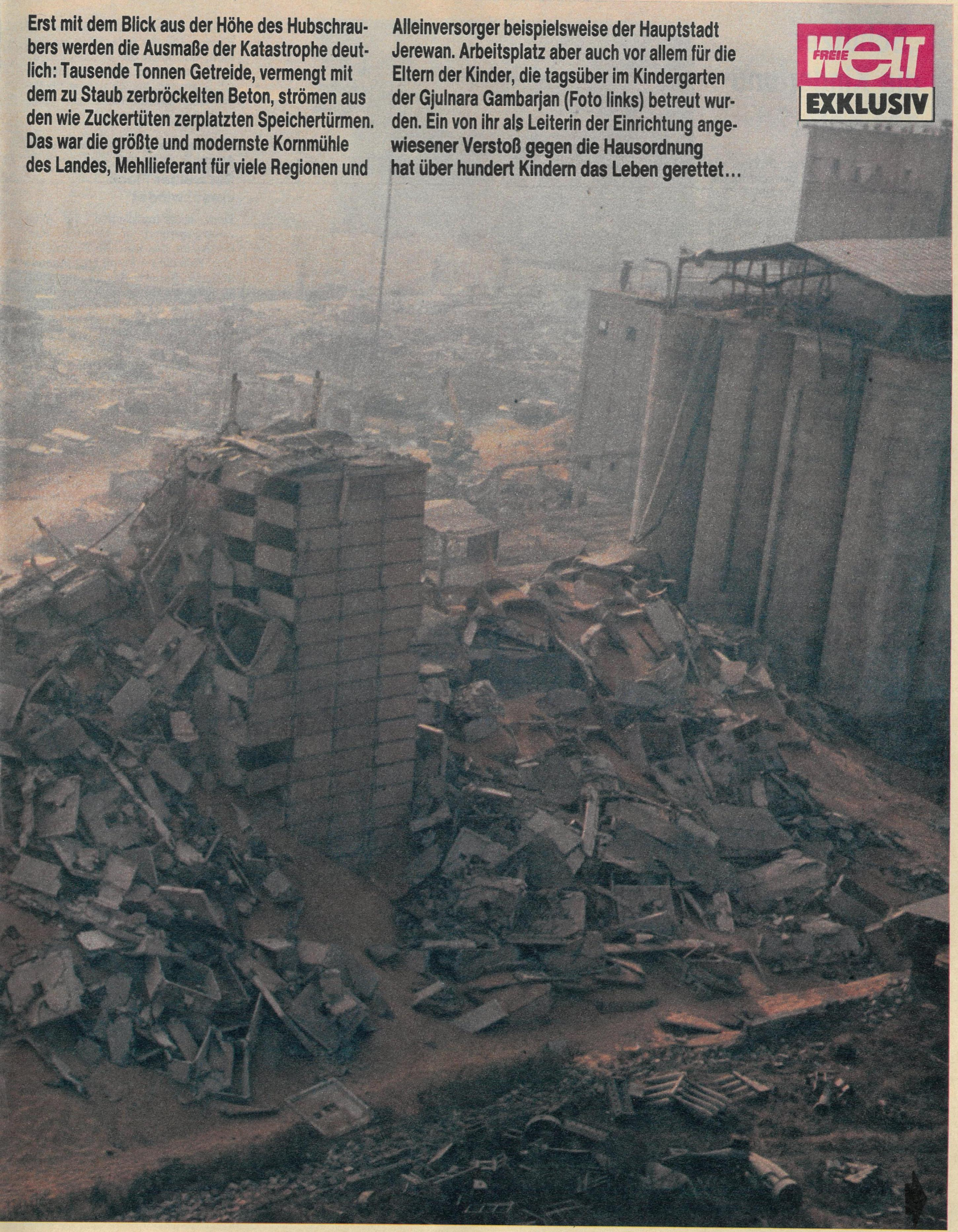
Wassili Pristajew, Deutsch-Englisch-Lehrer, sucht Briefwechsel mit Kollegen, um sich über Methodik und Erfahrungen beim Sprachunterricht auszutauschen. UdSSR, Permskaja obl., 618 425 Beresniki, ul. Mira 79-29

Dr. Dietrich Pätzold (Text) und Detlev Steinberg (Fotos) berichten aus Spitak, dem Zentrum des Erdbebens in Armenien

„Schützet die Kinder und das Korn!"

FREIE Welt EXKLUSIV

Erst mit dem Blick aus der Höhe des Hubschraubers werden die Ausmaße der Katastrophe deutlich: Tausende Tonnen Getreide, vermengt mit dem zu Staub zerbröckelten Beton, strömen aus den wie Zuckertüten zerplatzten Speichertürmen. Das war die größte und modernste Kornmühle des Landes, Mehllieferant für viele Regionen und Alleinversorger beispielsweise der Hauptstadt Jerewan. Arbeitsplatz aber auch vor allem für die Eltern der Kinder, die tagsüber im Kindergarten der Gjulnara Gambarjan (Foto links) betreut wurden. Ein von ihr als Leiterin der Einrichtung angewiesener Verstoß gegen die Hausordnung hat über hundert Kindern das Leben gerettet…

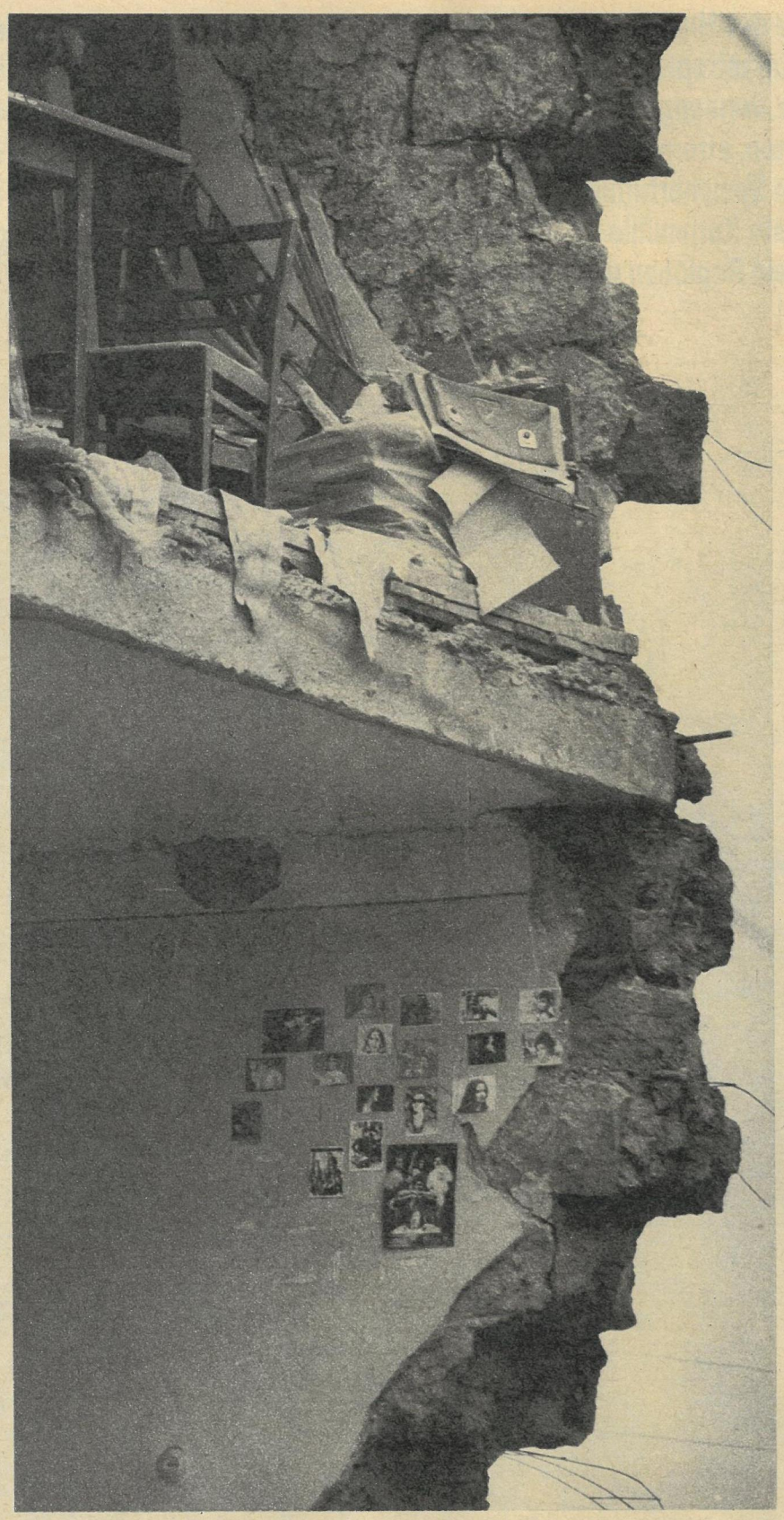


„Schützet die Kinder und das Korn!“

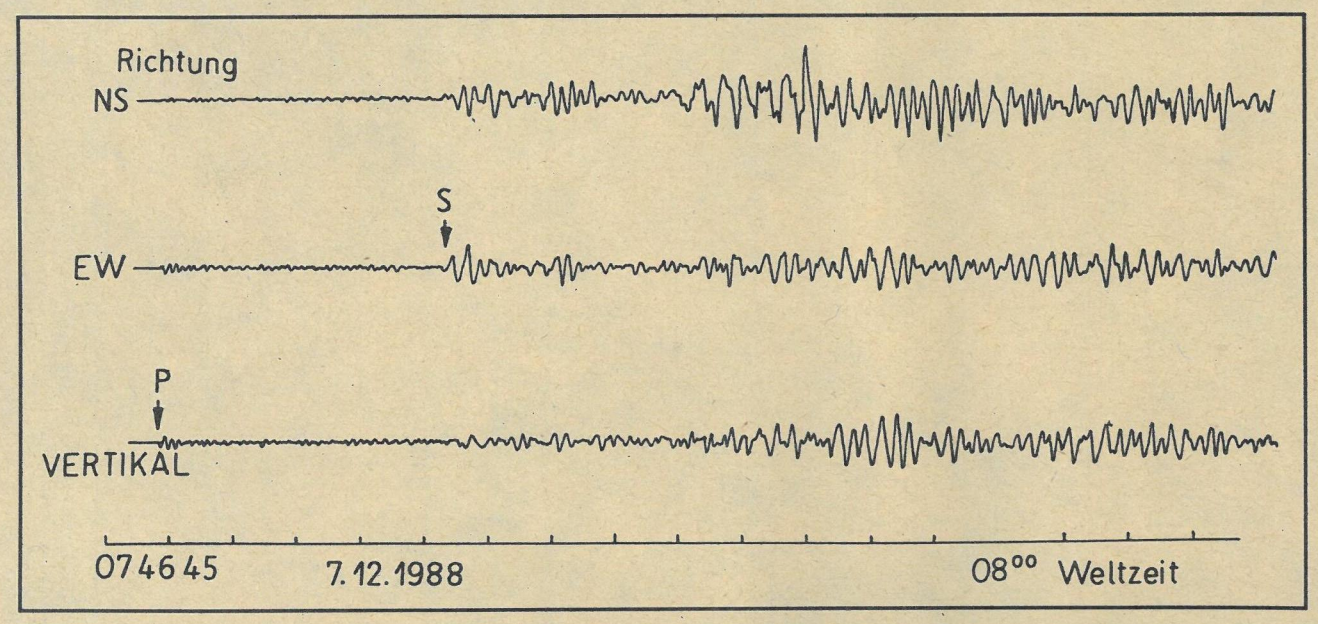
Der 7. Dezember war ein Tag, wie er sich einprägt im Gedächtnis der Leute: nach dem unerwartet frühen ersten Schneefall schon einen Monat zuvor plötzlich keine Wolke mehr am strahlend blauen Himmel, und die Sonne scheint seit dem frühen Morgen mit einer derart ungebrochenen Intensität, als stände nicht erst noch der lange Winter mit dem Jahreswechsel bevor, sondern wäre schon „Hambarzum“ – das armenische Fest des Frühlings, wie es der Nationaldichter Howannes Tumanjan in seiner weltbekannten Dichtung „Anusch“ besingt:

Der Hambarzum ist da. Die Berge sind erblüht.
Der Täler Grund von fern wie Teppichmuster glüht.
Die Mädchen gehn spazieren weit ins Gebirg' hinaus,
sie pflücken Blumen, singen und raten ihr Schicksal voraus.

„In dieser Stimmung tat ich etwas“, erzählt uns Gjulnara Gambarjan, und ihre Stimme zittert dabei vor Aufregung oder auch unsagbarer Freude, „was ich in den Jahren seit der Eröffnung unseres Kindergartens im Sommer 1983 noch nie getan habe: Ich schickte die Gruppen zum zweiten Mal zum Spaziergang nach draußen in den strahlenden Sonnenschein, obwohl eigentlich schon Mittagszeit war. Fünf Minuten später brachen die Wände über uns, die wir zurückgeblieben waren, wie ein Kartenhaus zusammen…“ Unter den Trümmern elf Kinder, für die jede Hilfe zu spät kam, und auch die 49jährige Gjulnara Gambarjan. „Eine Stunde war ich begraben, bis ich wieder zu Bewußtsein kam und mir einen Weg nach draußen schaufelte.“



Die Bewohner dieser Zimmer waren nach Augenzeugenberichten noch in der Schule, als die Wände fielen: Die Welle von dem Beben lief um den ganzen Erdball und wurde in der DDR-Station Moxa bei Jena in 3 Bewegungsrichtungen (Nord–Süd, Ost–West, Vertikal) aufgezeichnet



Die Bebenwarten schlagen als erste Alarm:

Ein weißer Fleck verschwindet

Dort war inzwischen die Welt untergegangen: ob Schulen, Kindergärten, das zentrale Fernmeldeamt, Fabriken – kaum ein Gebäude neuerer Bauart, das in der rund 20 000 Einwohner zählenden Stadt Spitak übrig geblieben war. Über die Schutthalden hinweg irrten vor Schmerz und Leid wie von Blindheit befallene Menschen: Kinder, die nach ihren Müttern schrien; Väter, die mit bloßen Händen in den Ruinen der Schulen wühlten, zu denen sie sich verzweifelt durchgeschlagen hatten…

Die Nachricht über das von ihr verursachte Unglück meldete die Natur selbst als erste um den Erdball: Noch bevor die Erkundungshubschrauber, die man in Jerewan gleich nach dem auch dort verspürten starken Erdstoß in alle vier Himmelsrichtungen losgeschickt hatte, das Katastrophengebiet im Norden der Republik erreichen, registrieren die Wissenschaftler in den Bebenwarten vieler Länder – darunter auch bei uns in Jena (siehe Diagramm) – seine Wellen, die um den Planeten liefen. Und obwohl es für genauere Angaben einiger Zeit der Auswertung bedarf, ist doch den Fachleuten schon beim ersten Blick auf die Diagramme klar, daß Schlimmstes zu befürchten ist: Das Beben im Kaukasus weist nämlich eine seltene Besonderheit auf, die geradezu verheerend sein muß für das betroffene Gebiet – die Schwingungen erfolgten nicht nur hauptsächlich horizontal zur Erdoberfläche, sondern mit gleicher Intensität auch vertikal dazu. Sie „stiegen“ also von unten nach oben gewissermaßen die Bauwerke hinauf. Später sollte sich dann herausstellen, daß es zudem – wie im Klangkörper einer Geige – auch noch zur Resonanz zwischen diesen Erdbewegungen und den Eigenschwingungen gerade der großen und eigentlich stabileren Häuser kam – sie sich so lange „aufschaukelten“, bis sie in sich total zusammenbrachen. Umstände, über die man zwar theoretisiert hatte, die in der Praxis aber als sehr, sehr unwahrscheinlich galten und es auch sind.

„Erdbeben gehören bei uns zum Alltag wie woanders wohl Hagel

Mit den Tagen nimmt die Gefahr von Epidemien zu: Die Toten müssen sorgfältig geborgen werden, wobei Bergrettungswachten aus dem ganze Lande helfen (Foto rechts)

„Schützet die Kinder und das Korn!“

und Donner“, sagt Gjulnara Gambarjan, die in Spitak geboren und auch aufgewachsen ist und deren Mann in der Stadtverwaltung arbeitet. „Erst am Vorabend des 7. Dezembers hatte es wieder zwei Stöße gegeben. Doch nie war es bei uns zu größeren Zerstörungen gekommen – da mal ein Riß in der Wand, dort eine schlecht verfugte Stallmauer, die einstürzte…“ So war Spitak – was im Armenischen so viel wie „weißer Fleck“ heißt – auch auf den Karten, wo alle schwereren Erdbeben der letzten Jahrzehnte eingezeichnet werden, nur ein weißer Fleck. Und das, obwohl sich der Ort an einer äußerst gefährdeten Stelle befindet, wo drei Platten der Erdkruste aneinanderstoßen. Kein Wunder also, daß die Erde hier besonders unruhig sein muß. Doch solange sich die Erdplatten allmählich und gleichmäßig auseinanderschieben, „entladen“ sich die dabei frei werdenden Energien in kleinen Portionen, die relativ ungefährlich sind. Erst eine lange Ruhe deutet auf einen Sturm hin! Der Orkan, der kam, sollte seinen Ausgangspunkt nur wenige …zig Kilometer unter Spitak haben, wo das Epizentrum lag.

„Ein Erdbeben solch verheerenden Ausmaßes liegt in Armeniens Geschichte neunhundert Jahre zurück“, sagte uns in Jerewan Hodz Jaminjan, der stellvertretende Ministerratsvorsitzende der Armenischen SSR. „Das war im 11. Jahrhundert, als die damalige armenische Hauptstadt Ani total zerstört wurde – übrigens nur wenige Kilometer von der Stelle entfernt, wo sich heute Leninakan befindet.“ 1926 machte dann ein größeres Erdbeben zwölf Dörfer in der Umgebung Leninakans dem Erdboden gleich. „An eine Hilfe wie heute war zur damaligen Zeit natürlich nicht zu denken.“

Der Wechsel auf die Zukunft:

Ein Krankenhaus für Spitak

Die ersten Helfer von außerhalb waren in Spitak sowjetische Fallschirmjäger-Einheiten. Allein in den ersten beiden Tagen, am 7. und 8. Dezember, retteten die Soldaten aus den Ruinen 530 Menschen und bargen 700 Leichen. Innerhalb von drei Tagen montierten sie eine 35 Kilometer lange Rohrleitung, um die Stadt wieder mit Trinkwasser versorgen zu können. Für viertausend Überlebende, die zunächst noch nicht evakuiert wurden, errichteten sie Zelte und organisierten die Verpflegung.

Zur gleichen Zeit lief eine in der Menschheitsgeschichte wohl beispiellose Hilfsaktion für das armenische Volk an. Buchstäblich aus allen Teilen der Erde kamen schon in den ersten Tagen Medikamente, Blutkonserven, Lebensmittel und Helfer. Pär Stenbäck, Generalsekretär der Liga der Rot-Kreuz-Gesellschaften, würdigte vor unserem Rückflug in Jerewan die Operativität und Flexibilität der UdSSR nach der schockierenden Katastrophe und verwies auf die beeindruckenden Leistungen des sowjetischen Lufttransports bei der Beförderung der benötigten Güter. Überhaupt gäbe es ein gänzlich anderes Herangehen als nach dem schweren Beben 1948 in Aschchabad oder 1966 in Taschkent, als die UdSSR auf Auslandshilfe von vornherein verzichtet hatte. „Wer hilft – und das hat die Sowjetunion schon immer in großzügiger Weise getan –, der soll sich auch das Recht nehmen, sich helfen zu lassen“, sagte er.

Auch die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft übt aktive Solidarität.

Übrigens ginge es in den nun folgenden Wochen und Monaten nicht mehr um Medikamente und Blutkonserven, sondern um die Unterbringung der Menschen ohne ein Dach über dem Kopf und den Wiederaufbau ihrer Wohn- und Arbeitsstätten, betonte in einem Gespräch Valentina Tereschkowa, die Vorsitzende des Präsidiums des Verbandes der sowjetischen Gesellschaften für Freundschaft und kulturelle Verbindungen mit dem Ausland. „Viele ausländische Freundschaftsgesellschaften unterstützen unsere Initiative, in Spitak einen Krankenhauskomplex mit Poliklinik zu errichten. Er hat sogar schon einen Namen – ‚Freundschaft‘ – und wird mit den modernsten Apparaturen ausgerüstet werden. Für seine Errichtung hat unser Verband zusammen mit dem sowjetischen Friedensfond bereits 3 Millionen Rubel zur Verfügung gestellt, die zerstörte Ortschaft wieder zum Leben zu erwecken.“

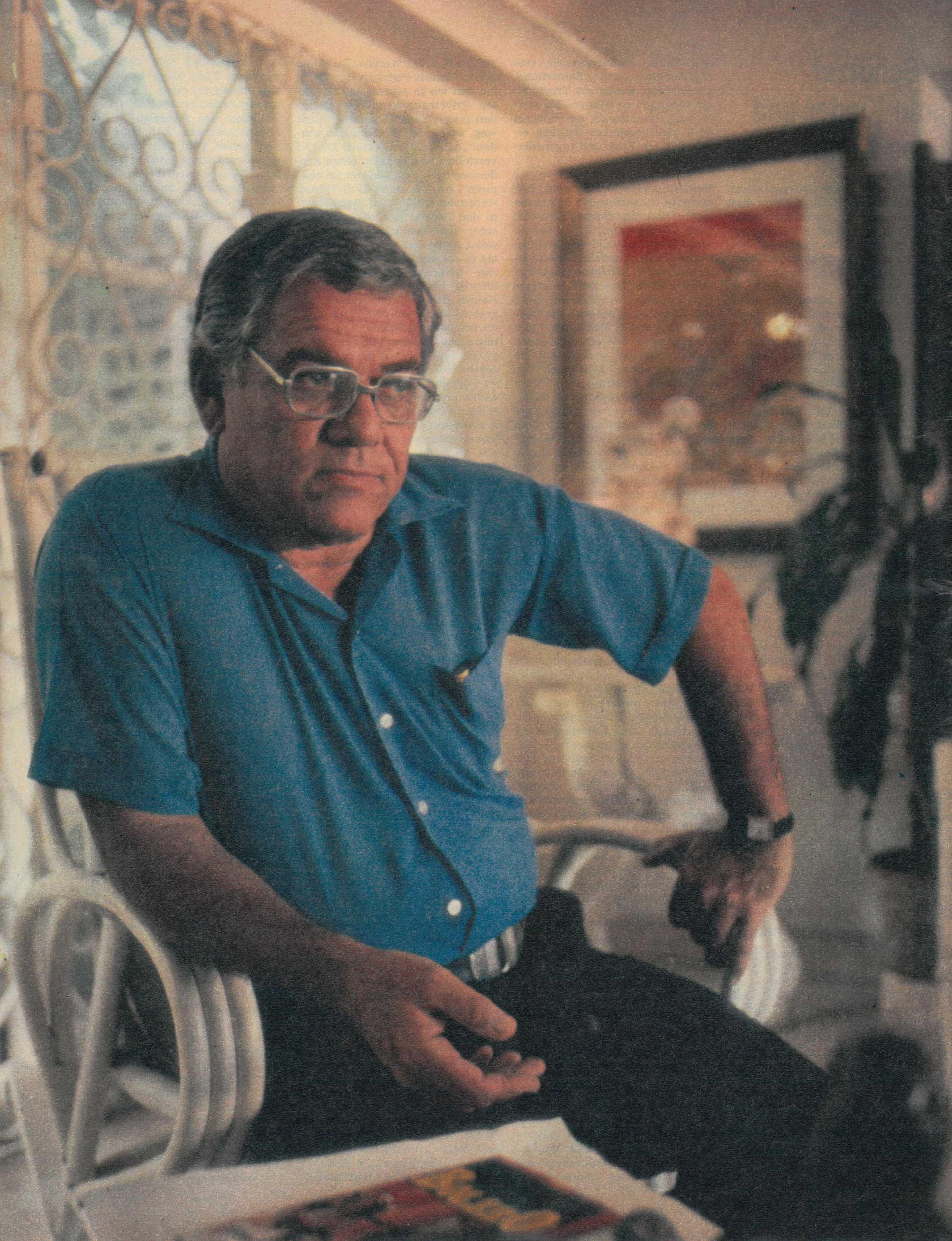
Noch ist Spitak eine tote Stadt. Nicht nur wegen der Särge, die überall abholbereit an den Straßenrändern stehen. Vor allem fehlen die Kinder: der Wechsel auf die Zukunft eines jeden Ortes. Sie sind alle vorläufig evakuiert worden – zusammen mit ihren Müttern und Lehrerinnen. Bleiben werden für die nächsten Wochen nunmehr, da die medizinische Situation unter strengste Kontrolle genommen werden muß, nur noch die Männer, die für die Aufräumarbeiten und die Vorbereitungen für den Wiederaufbau benötigt werden. Zu ihnen gehört Hamlet Pogosjan, der Tischler, den wir in seinem halbzerstörten Privathaus kennenlernen. In den ersten Tagen konnte er nicht weg, weil – Särge gebraucht wurden. „Achbed-shan, kannst Du Dir vorstellen, was es heißt, einen Kindersarg nach dem anderen zu zimmern“, fragt er mich. Und Tränen stehen dem 55jährigen Mann dabei in den Augen. Der nach armenischer Tradition nicht einmal geweint hatte, wie man uns erzählt, als er die eigene Enkelin, die einzige übrigens, beerdigte. Sechs Stunden hat er in den Ruinen des Hauses der Schwiegertochter gegraben, bis er das Kind nur noch tot herausholen konnte – und weitere sechs Stunden, um wenigstens ein einziges Foto von ihr zu finden; ergebnislos. Jetzt macht sich Hamlet Pogosjan an die Reparatur der vielen privaten Gartenhäuser. Sie nicht niederzuwalzen, sondern stehenzulassen, hat die Regierungskommission inzwischen beschlossen. (Nur die neuen Bauten der Stadt will man einige Kilometer weiter weg, wo die Erde nach Meinung der Seismologen ruhiger zu sein scheint, wieder errichten: ein zweites Gesicht der Stadt… Dort wird dann auch das „Krankenhaus der Freundschaft“ stehen.) Eine richtige Entscheidung, meint Hamlet: Denn schon der Großvater seines Großvaters habe jeden Tag seines Lebens hier in den steinigen Boden gesteckt, daraus fruchtbare Erde zu machen. „Baugrund gibt es bei uns genug, Garten- und Ackerland kein freies Stückchen.“

Das muß wissen, wer den Mut hat, den schweren Gang mit uns hinauf an jenen Berghang im Norden der Stadt zu gehen, wo sich das einst beste Weide- und Ackerland befindet: Soldaten haben hier nach Anweisung der Einheimischen in aller Eile Gräben von zwanzig, dreißig Meter Länge und vielleicht anderthalb Meter tief aufgerissen – letzte Heimstatt für die, die in den Dutzenden davor schon bereitstehenden Särgen auf ihre Beisetzung warteten. Viele Särge tragen nur eine Nummer, doch die Körper müssen in den Boden. So will es die Tradition, und so verlangt es das Lebensrecht der Zurückgebliebenen, sollen sich nicht heimtückische Krankheiten im Orte ausbreiten… Wir nehmen die Mützen ab und stehen schweigend in einer Minute des Gedenkens. Sechstausend Tote hat diese Stadt geben müssen, und noch längst nicht ist die Zählung vollständig.

Am Stadion, direkt zu Füßen des Friedhofs, wo auch das Feldlazarett der Armee eingerichtet ist, wartet der Hubschrauber auf uns. Wir nehmen Kurs auf die ehemalige Kornmühle. Schon gärt es in dem Winter und Wetter ausgesetzten Kornberg, erklärt unser Begleiter, und es kann jeden Augenblick zur Selbstentzündung und zu Explosionen kommen. Doch niemand wagt es vorerst, das Gebäude mit der bereits bereitstehenden Technik einzureißen. Noch sind nicht alle Menschen, die im Werk zum Zeitpunkt des Bebens gewesen sein müßten, geborgen; noch gibt es Hoffnung auf Überlebende, wenngleich ihre Rettung am 10. Tag danach einem Wunder gleichkäme. Alpinisten aus Moskau und der Ukraine wagen es unter Einsatz ihres eigenen Lebens, das Wunder zu vollbringen: Sie seilen sich von den turmhohen Gebäuderesten ins Innere ab, suchen nach noch nicht freigelegten Hohlräumen. „Das Werk wird dann in den nächsten Tagen dem Erdboden gleichgemacht und wenige Meter weiter wieder vollständig neu aufgebaut“, sagt uns der Direktor. „Das Land braucht Mehl, und die Menschen hier brauchen die Arbeit, wenn sie wieder zurückkehren.“ Denn wo die Kinder gerettet sind und das Saatkorn für den nächsten Frühling mit seinem Fest des Hambarzum – wie es in einer alten armenischen Chronik geschrieben steht –, kehrt auch stets wieder die Zukunft ein.

Die Straßen sind vom Schutt geräumt: Für die nächsten Wochen bleiben nur die Männer hier

Einer der neuen Friedhöfe von Spitak: Über 6000 Tote waren bis zum 10. Tag nach dem Beben geborgen worden (links oben). In der von der Armee eingerichteten provisorischen Poststelle: banges Harren auf Nachricht von Angehörigen und täglich neue Zeitungen (links unten)



Ein Dichter erzählt

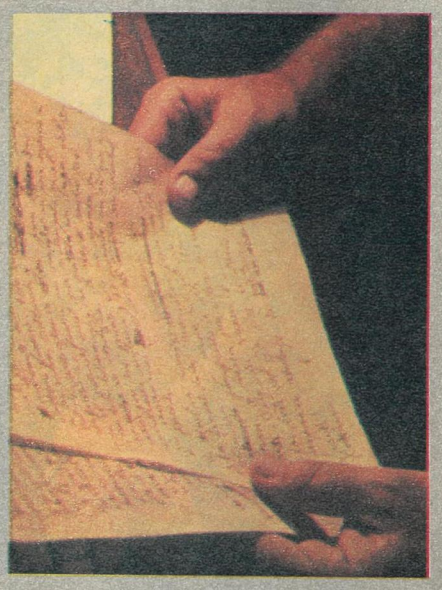
In diesen Tagen bei Lisandro Otero in Kuba
Ein Beitrag von Helmut Zemke (Text) und Detlev Steinberg (Fotos)

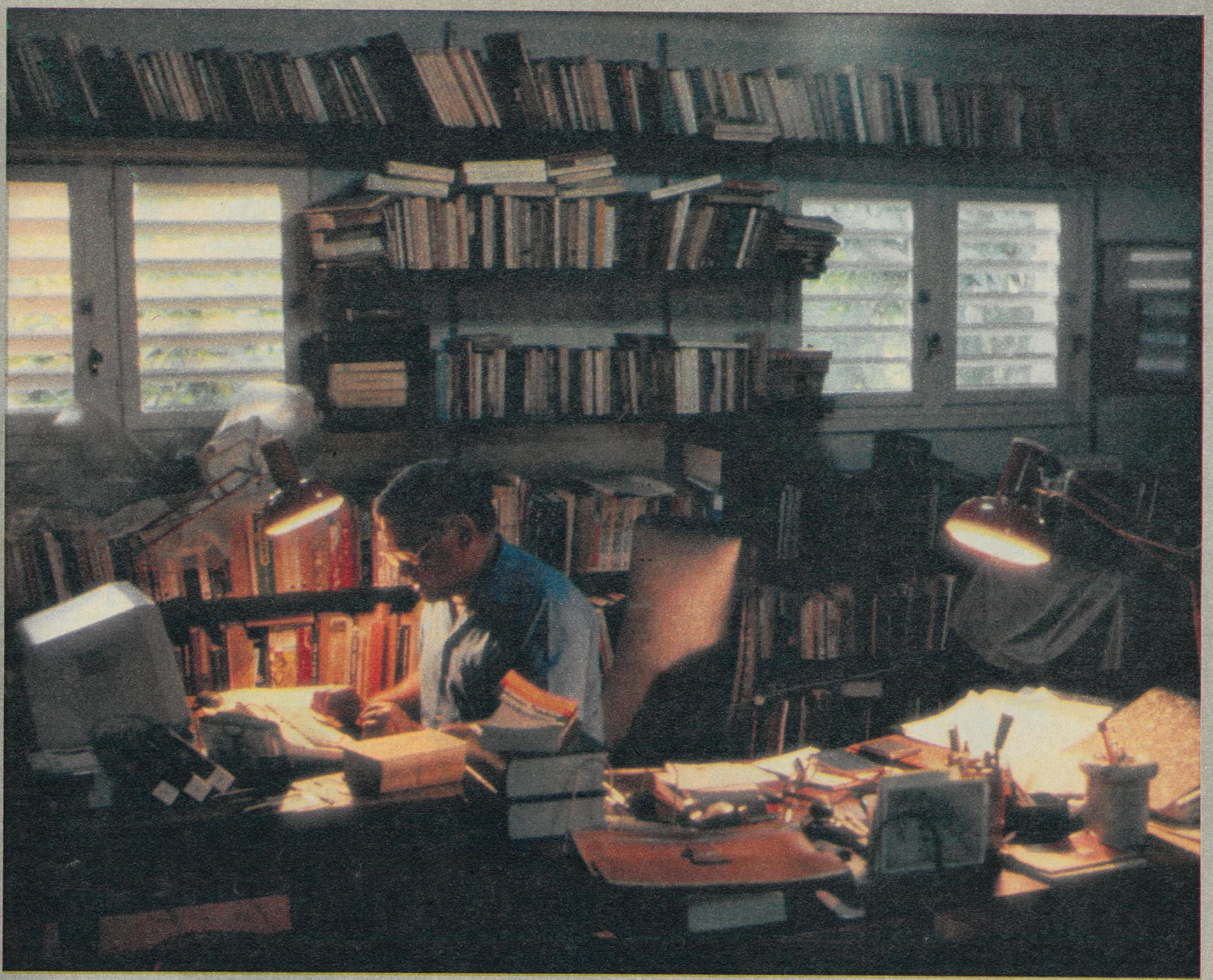
Zwischen Palmen und Pinien verborgene Villen – man ahnt den Ozean, die weißen Strände. In der Ferne rauscht sanft die große Stadt, wie eine Meeresmuschel: La Habana. Hier ist schöpferisches Refugium. Das Haus, die patioähnliche Wohndiele mit ihren weißlackierten Gittern vor den Fenstern, dem barocken Schaukelstuhl und den tropischen Gewächsen verraten etwas vom Selbstbewußtsein und sicheren Geschmack ihrer Bewohner. Der Hausherr ist 56 Jahre alt, in Havanna geboren, Sohn eines Journalisten, in dessen Metier er sich schon früh bewegte. Lisandro Otero González sagt von sich, daß er als ganz junger Mensch schon andere Ideen und Vorstellungen von der Beschaffenheit seiner Umwelt hatte als seine bürgerlichen Eltern. Er studierte Philosophie in Havanna, zwangsläufig las er Marx und Hegel. Sein natürliches Gerechtigkeitsgefühl erhielt ein wissenschaftliches Fundament. Der 1952 sich an die Macht putschende einstige Sergeant Fulgencio Batista hatte in ihm keinen Parteigänger. Otero, gerade zwanzig Lenze zählend, war sensibilisiert, noch ehe er wußte, wie man die Diktatur bekämpft. Spätestens in Paris aber, wo er sein Studium, jetzt mit Blick auf Literatur, fortsetzte, hatte er Gelegenheit, sich auch in dieser Wissenschaft zu vervollkommnen.

„Auf keiner Universität", frage ich, „wird einem beigebracht, wie man Revolutionär werden kann. Aus welchen Beweggründen nahmen Sie an der kubanischen Revolution teil?"

„Aus dem Widerstand gegen Batista natürlich. Aber bevor ich mich Fidels ‚Bewegung des 26. Juli' anschloß, erhielt ich lebendigen Anschauungsunterricht in Algerien."

Algerien war wie Vietnam eine Perle in der Krone des französischen Kolonialimperiums. Zur gleichen Zeit, da die Franzosen 1954 bei Dien Bien Phu von der vietnamesischen Volksarmee entscheidend geschlagen werden, beginnt die algerische Befreiungsfront FLN die bewaffnete Erhebung gegen das französische Kolonialregime. Otero, der gerade mit dem Erzählungsband „Tabak am grünen Donnerstag" debütiert hatte, ist zu dieser Zeit Korrespondent der kuba-





Ein Dichter erzählt

nischen Zeitung „Bohemia“ in Europa. In ihrem Auftrag fährt er in das Aufstandsgebiet, knüpft Kontakte zu Widerstandsgruppen und kämpft selbst im Untergrund. Seine Erlebnisse schreibt er in einer Reportage „Was ich in Algerien sah“ nieder. Nach Paris zurückgekehrt, wird er verhaftet, zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt, dann aber ausgewiesen.

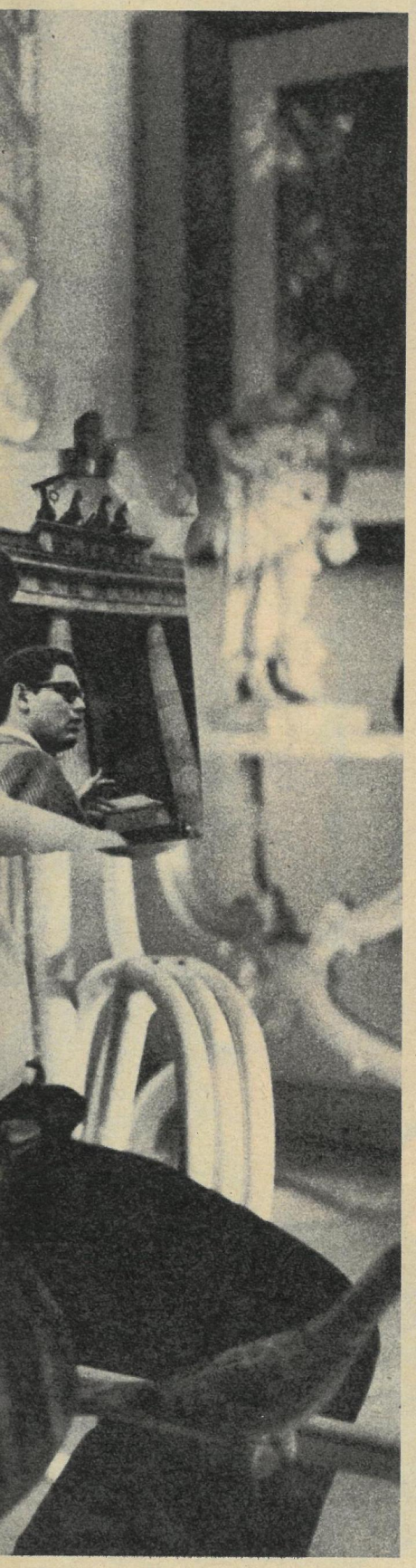
Havanna empfängt ihn mit düsterer Miene. Der Terror des Diktators wütet in der Stadt. „Täglich starben in den Gefängnissen, den Folterhöhlen und auf offener Straße viele junge Menschen“, erzählt Otero.

In Kuba hatte schon am 26. Juli 1953 mit dem Angriff der Gruppe Fidel Castros auf die Moncada in Santiago die Revolution begonnen. Das Jahr 1955 endete mit dem Generalstreik der Zuckerarbeiter, das Jahr 1956 begann mit der Gründung der „Bewegung des 26. Juli“, ein bedeutsames Jahr für Kuba, bedeutsam auch für Otero persönlich. „Ich war von Anfang an dabei“, sagt er. In diesem schweren Jahr arbeitet Lisandro Otero aktiv und mit der Feder für die „Bewegung“. Während er als Filmkritiker der Zeitungen „Excelsior“ und „El Pais“ von internationalen Filmfestivals in Amerika und Europa Korrespondenzen schickt und kritische Einschätzungen gibt, schreibt er gleichzeitig Kommentare und Kampfberichte für die Zeitungen des Umsturzes. Als Batista 1957 den seinerzeit namhaften argentinischen Rennfahrer Juan Manuel Fangio für die Aufbesserung seines Images zu einem pomphaften Fest einlädt, organisiert Otero mit einer Gruppe Revolutionäre die spektakuläre Entführung des illustren Gastes. Sie erregt landes- und weltweit großes Aufsehen und zeigt die Brüchigkeit des Systems, macht darauf aufmerksam, daß der Widerstand lebt. Dann, 1959, die Schlußoffensive der Revolutionsarmee, und Fulgencio Batista machte sich aus dem Staube.

Zwangsläufig fällt einem die Flucht seines „Amtsbruders“ Somoza in Ni-

karagua ein, genau zwanzig Jahre später, auch er mußte einer Volksrevolution weichen.
Das Bild des Diktators zu zeichnen ist für Schriftsteller dieses Kontinents eine naheliegende Aufgabe. Auch Lisandro Otero konnte und wollte sich ihr nicht entziehen. Er porträtierte mit karikierender Feder den Dutzend-Präsidenten eines fiktiven Landes in Mittelamerika, den „General zu Pferde". Schon nach dem zweiten Weltkrieg, 1946, wohl auch unter dem Eindruck der Apokalypse zweier faschistischer Diktatoren Europas, begann der guatemaltekische Erzähler und Nobelpreisträger Miguel Angel Asturias mit „Der Herr Präsident" den Reigen, indem er eine tieflotende Analyse der Herrschaftspraktiken eines typisch lateinamerikanischen Diktators gab. Gabriel Garcia Marquez war es, ebenfalls Inhaber des Nobelpreises, der in seinem Roman „Der Herbst des Patriarchen" die Physiognomie des „caudillo" nachzeichnet. Oteros Geschichte ist die groteske Satire auf die Erscheinung eines Präsidenten, den die Gunst der Verhältnisse und des Zufalls in seine Rolle drängen. Eine Farce auf die zahllosen Tragödien dieses in Bewegung geratenen Erdteils.

Zu Gast unter Palmen und Pinien: unser Autor zu Hause beim Schriftsteller Lisandro Otero. Und zur Erinnerung ein „historischer" FREIE WELT-Beitrag.



„Nach dem Sieg der Revolution", sage ich, „gab es viel zu tun für den Journalisten Otero." „Mehr als zuvor." „Und für den Literaten?" „Man kann das eine nicht vom andern trennen. Die Wirklichkeit, die ich als Reporter entdeckte und beschrieb, habe ich versucht, in meiner literarischen Arbeit zu vertiefen."
Erstaunlich immerhin, welche Fülle von Aufgaben der Schriftsteller neben jener die Realität vertiefenden literarischen Arbeit in all den Jahren bewältigte. Als Chefreporter der Zeitung „La Revolución" fuhr er mehr als zehntausend Kilometer quer durch Kuba, um über die Verwirklichung der Bodenreform zu berichten. Er war Generaldirektor der Stadtverwaltung von Havanna, Lehrer für Zeitungswissenschaften und Diplomat in London und Moskau. Er vertrat sein Land als Kulturattaché im Chile Salvador Allendes. 1961 besuchte er die DDR und schilderte seine Reiseeindrücke in einem Beitrag für FREIE WELT. Während seiner Entdeckungsreisen in und außerhalb Kubas reift in ihm der Plan eines großangelegten Entwicklungs- und Erziehungsromans, der ein Panorama der kubanischen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts liefern soll. So entsteht bereits 1963 der Roman „La situación" („Schaler Whisky"), in dem hauptsächlich das sinnentleerte Leben der bürgerlichen Schichten von Havanna geschildert wird. Aber es ist schon ein Tanz auf dem Vulkan. In dieses Dasein verstrickt, sieht der Held des zweiten Buches „En ciudad semejante" („Wehe dir, große Stadt") zunächst sein Ziel ausschließlich darin, Karriere zu machen. Dann aber erkennt er, daß diese Gesellschaft ohne Perspektive ist, und schließt sich der Revolution an.
Ich komme auf Oteros jüngstes Werk zu sprechen, den Roman „Bolero", das einzige Buch des Schriftstellers, das überwiegend private Existenz darstellt, Probleme und Konflikte einer unglücklichen Liebe, Scheitern eines Menschen an sich selbst. Die Geschichte des karibischen Sängers Esteban Maria Galán ist ein melodramatischer Bilderbogen von Triumph und Niederlage, Glanz und Elend, Liebe und Haß, Rausch und Ernüchterung. Beto, wie ihn seine Fans nennen, sucht nach dem „neuen Klang". Sein bedeutendes Talent setzt er daran, den Bolero, diese urkubanische Lied- und Tanzform, zu vervollkommnen. Aber zerrissen von Sehnsucht und Schmerz, Liebe und Haß flüchtet er in den Rausch, der im Tod endet. Wer war Esteban Galán? so fragen seine Freunde und Feinde, und aus den vielen widersprüchlichen Urteilen formt sich allmählich ein Bild der Persönlichkeit des Sängers, der einst Millionen in Ekstase versetzte wie ein Geisterbeschwörer und großer Zauberer. Der Autor sammelte zu diesem Bild viel Material, er sprach mit den Freunden des Sängers, der wirklich gelebt hat, Benny Moré hieß und 1963, von allen vergessen, starb. Morés Mutter erzählte Otero viele Einzelheiten aus dem Leben ihres Sohnes. Musikkritiker und Komponisten gaben dem Schriftsteller Hinweise für die interessanten wissenschaftlichen Exkurse durch die musikalische Folklore Kubas. Es überrascht zu erfahren, daß dieses Buch 1970 begonnen wurde, aber erst 1985 in Kuba erschien. „Wesentlicher Grund für die fünfzehnjährige Pause", erklärt Otero, „war der Pinochet-Putsch in Chile 1973. Durch ihn ging das ganze Material verloren. Außerdem gab es angesichts dieser Katastrophe Wichtigeres zu tun." Galán trat zurück, ein Chile-Buch mußte geschrieben werden. Ein Jahr nach dem Tode Salvador Allendes lag es vor, es hieß „Verstand und Kraft von Chile".
Unterdessen wuchs aber auch der dritte Teil des großen Gesellschaftsromans auf gegenwärtig 400 Seiten. Er wird die Mühen der Ebene widerspiegeln, den mit Erfolgen, aber auch mit Irrtümern gepflasterten Weg des Helden der Geschichte. „Zwei Jahre werde ich wohl noch an den restlichen 200 Seiten arbeiten müssen", sagt Lisandro Otero lächelnd und erläutert uns seine neue rationellere Arbeitsmethode. Neben dem Schreibtisch ein Computer und ein Drucker, ein paar handgeschriebene Manuskriptseiten. Jeden Tag sehr zeitig, gegen sieben, sitzt er an seinem durchrationalisierten Arbeitsplatz und schreibt, einziges Zugeständnis an die altertümliche Zeilenschinderei, per Hand zwei bis drei Seiten, gibt sie in den Computer ein, korrigiert, speichert oder läßt ausdrucken. Ein sauberes Manuskript, fast druckreif, ist das Ergebnis. Vielleicht spart er eines Tages die handschriftliche Aufzeichnung auch ein. Dann könnte er dreimal soviel Bücher realisieren, wie er schon geschrieben hat. Immerhin sind es inzwischen vierzehn, wovon die Hälfte in deutscher Sprache vorliegt. „Grüßen Sie meine Leser in der DDR", sagt Lisandro Otero. Was ich hiermit tue.

Im nächsten Heft:

Auf einem anderen Kontinent

FREIE WELT-Reporter Helmut Zemke (links) und Detlev Steinberg (rechts) unterwegs in Nikaragua. Lesen Sie ihre erste Reportage!

Aus dem Weltall zurück

Die neuen Weltrekordler unter den Kosmonauten heißen Wladimir Titow und Mussa Manarow. FW-Reporter erlebten ihre Landung mit.

Ein erfülltes Leben

Dr. Ulrike Beisiegel ist eine namhafte Biochemikerin in der BRD und Vorsitzende der Vereinigung der Naturwissenschaftler für den Frieden. Wie sind engagierte Forschung und wirkungsvolles Eintreten für Frieden und Abrüstung unter ein Dach zu bringen?

Foto: D. Steinberg

Der Preis für Jamal

1991 sollte die Halbinsel Jamal das erste Erdgas liefern. Jetzt wurde das Projekt gestoppt. Es muß nachverhandelt werden. Über den ökologischen Preis für Jamal. Denn Wissenschaftler befürchten ernsthafte Umweltschäden durch die Industrialisierung dieses Gebietes. Eine Reportage über die arktische Halbinsel.

Foto: V. Billeb

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Der dumme Wolf

JULI 1989

M	D	M	D	F	S	S
					1	2
3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28	29	30
31						

AUGUST 1989

M	D	M	D	F	S	S
	1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12	13
14	15	16	17	18	19	20
21	22	23	24	25	26	27
28	29	30	31			

Liebe Mädchen und Jungen!

Die FREIE WELT-Marchenserie – Text auf Seite 41 – macht euch mit Märchen aus der Sowjetunion bekannt. Wenn ihr die sechs Teile der Serie sammelt, könnt ihr euch am Ende einen Kalender basteln: die Schnur zieht ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn ihr jedesmal mitgemacht habt – das hier ist bereits die sechste Folge seit 1983 – dann habt ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird. In diesem Jahr machen wir euch mit Märchen von Völkern bekannt, die im Kaukasus wohnen.

Illustration: Horst Bartsch